



KAPITÄNE, REEDER & SCHIFFE

Das nebenstehende Bild, 70,5cm x 100cm Öl auf Leinwand, unbekanntes Datum von *Alexander Kirchner*; 1867–1939, zeigt ein Kriegsschiff unter preußischer Marine Flagge. Die Flagge stimmt aber nicht mit dem Titel *Dampfsegler der kaiserlichen Flotte* überein. Vermutlich wird die Landung während des Gefechts bei Tres Forcas in Marokko dargestellt. In diesem Falle ist das Schiff die Radkorvette **DANZIG**. Die Radkorvette SMS **DANZIG** der Preußischen Marine war das erste in Preußen hergestellte maschinengetriebene Kriegsschiff und wurde durch die Teilnahme am Gefecht von Tres Forcas am 07.08.1856 bekannt. Ab 1864 stand das Schiff unter dem Namen **KAITEN** im Dienst der Marine des Tokugawa-Shogunats und später der [Republik Ezo](#), einer Abspaltung von Japan auf der nördlichen Insel Ezo, die von Dezember 1868 bis Juni 1869 bestand.

Die **DANZIG** war vom britischen Konstrukteur *John Scott Russell* konzipiert worden und sollte in England gebaut werden. Auf Betreiben des Oberbefehlshabers der Marine, Prinz *Adalbert von Preußen*, wurde sie zur Stärkung der einheimischen Wirtschaft in Danzig gebaut. Das benötigte Eisen kam aus England, das Holz für den Rumpf aus dem Danziger Hinterland, das Kupfer für die Außenhaut aus Berlin.

Die Drei-Mast-Bark **DANZIG** wurde am 24. 08.1850 bei *J.W. Klawitter* in Danzig auf Kiel gelegt, lief am 13.11.1851 vom Stapel und wurde am 01.06.1853 in Dienst gestellt. 75,66 m lang, 10,4 m breit, über Radkästen 16,5 m, 4,27 m Tiefgang, Verdrängung 1920 t. Zusätzlich hatte sie eine 2 x 2-Zyl.-Expansionsmaschine von 1.800 PSi oder 400 PSe mit vier Kofferkesseln. Unter Dampf lief sie maximal 11,6 kn. Mit 380 t Kohlen war ihre Reichweite 3.500 sm. Die Bewaffnung, zehn 68-Pfünder-Kanonen, erhielt die **DANZIG** während ihrer ersten Reise unter dem Kommando von Korvettenkapitän *Indebetou*, die am 12.06.1853 mit 220 Offizieren und Mannschaft begann, in Deptford in England.



Matrosenhut im [IMMH](#)



Dampfsegler der kaiserlichen Flotte, *Alexander Kirchner*

Im Krim-Krieg (1853-1856) zwischen dem Osmanischen Reich und Russland wurde die **DANZIG** im Sept. 1853 zum Schutz preußischer Interessen nach Konstantinopel entsandt, und von April bis Juni 1854, als eine Revolution die Herrschaft des griechischen Königs *Otto I.* aus dem Hause *Wittelsbach* bedrohte, zu dessen Schutz nach Piräus befohlen. Im Frühjahr 1856 schleppte sie bei Übungen im Atlantik in Flauten bis zu 6 Kriegsschiffe.

Beim Pariser Frieden (1856) wurde vereinbart, dass ein deutsches Kriegsschiff, die **DANZIG**, in der Donaumündung stationiert wird. Auf der Anreise besuchte sie auf Einladung von Kaiser *Napoleon III.* Cherbourg. Wegen Differenzen beurlaubte Prinz *Adalbert* deren Kommandanten, Korvettenkapitän Prinz *Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld*, mit der Maßgabe, sich erst in Gibraltar wieder an Bord zu melden. Grund der Differenzen war, dass Prinz *Adalbert* eine Strafexpedition gegen die Rifkabylen, die 4 Jahre zuvor am 07.12.1852 die Stettiner Brigg **FLORA** beschossen, dabei einen Matrosen getötet und den Kapitän *Witt* verletzt hatten, einzuschleichen plante. Der Prinz ließ am 7. Aug. 1856 zwei bemannte Boote ausbringen und auf die Küste zuhalten. Als diese von Land unter Feuer genommen wurden, fuhr die **DANZIG** bis auf 600 Meter ans Ufer, um Feuerschutz zu geben. Der Prinz befahl ein Landungsunternehmen, das er selbst anführte. Das Landungskorps bestand aus 14 Offizieren und 53 Unteroffizieren, Matrosen und Seesoldaten, und ist oben im Bild dargestellt. In den Mittagsstunden gelang ein Überraschungsangriff über eine steile Bergwand von etwa 40 m mitten hinein ins stärkste feindliche Feuer. Die Einheimischen wurden auf eine Hochfläche zurückgedrängt. Als sie aber kontinuierlich Verstärkung erhielten, befürchtete Prinz *Adalbert*, mit seinen Truppen vom Ufer abgeschnitten zu werden und befahl den Rückzug. In diesem Gefecht fielen auf preußischer Seite sieben Mann und 22 wurden verwundet, darunter war auch der 16-jährige spätere Admiral *Eduard von Knorr*. Der Prinz selbst erhielt einen Oberschenkeldurchschuss. Die gefallenen Soldaten wurden in Gibraltar beerdigt. Dort wurde ihnen 1863 ein Denkmal in Form eines Adlers gesetzt. Nach einem Besuch Konstantinopels kehrte die **DANZIG** am 20.11.1856 nach Danzig zurück.

Durch Trockenfäule am Holzrumpf seeuntauglich geworden, wurde die **DANZIG** am 01.09.1862 außer Dienst gestellt und aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichen. Für 56.000 Taler an die englische Firma *Dorset & Blythe* verkauft, dampfte das Schiff 1864 in **EAGLE** umbenannt nach England. Es wurde im selben Jahr an das Tokugawa-Shogunat verkauft, wo es mit dem Namen **KAITEN** den Schmuggel im Seegebiet um Nagasaki unterbinden sollte. In der Seeschlacht von Hakodate strandete die **KAITEN** am 07.05. 1869 in der Aomori-Bucht und wurde am 20.06.1869 von seiner Besatzung verbrannt, um sie nicht in gegnerische Hände fallen zu lassen. Der Vorfall wurde von der zufällig anwesenden preußischen Korvette SMS **MEDUSA** beobachtet. [Wikipedia](#)

ALTES & NEUES AUS DANZIGDIE BELAGERUNG DER STADT DANZIG 1734

Die Stadt Danzig, zuerst unter der Herrschaft der Herzöge von Pommerellen, dann seit 1310 unter der des deutschen Ordens, erkannte, als dieser 1454 mit seinem Lande zerfiel und der Städtekrieg ausbrach, den König von Polen als ihren Schutzherrn an. Dieser bestätigte und vermehrte ihre Rechte und Freiheiten, die sie weise benutzte und durch welche sie ein politisches Ansehen gewann, das von um so größerer Bedeutung war, als Danzigs günstige Lage für den Handel zu hohem Wohlstande führte. Die polnischen Könige wussten dies auf mannigfache Art zu ihrem Vorteile auszubeuten, wodurch der blühende Freistaat nicht selten in gefährliche Lage geriet. Denn nicht nur hatte er bei seinem eigentümlichen Verhältnis zu Polen mit oft unangemessenen Ansprüchen von dieser Seite zu kämpfen, sondern sah sich auch in Folge der Kriege, die dieses Reich führte, von auswärtigen Feinden bedroht. Besonders hatten dieselben für Danzig meistens verderbliche Folgen, seitdem Polen 1572 mit dem Tode des Königs *Sigismund August* ein Wahlreich geworden war. Das gestattete eine ruhige Wahl um so weniger, als den Fremden eine Einmischung leicht war. Die Polen fühlten sich geschmeichelt, von fremden Fürsten gesucht zu sein, die hier ein geeignetes Feld fanden, ihre eigensüchtigen, auf gegenseitige Eifersucht gegründeten Pläne durchzuführen. Daher waren bei fast jeder Regierungsveränderung in Polen nicht nur nahe, sondern oft auch ferne Länder in ihrer Ruhe bedroht.

Der erste gewählte polnische König war *Heinrich von Anjou*, der nach wenigen Monaten sein neues Königreich heimlich verließ, um als *Heinrich III.* den Thron von Frankreich einzunehmen. Die hierauf 1577 erfolgte doppelte Wahl des Fürsten *Stephan Bathori* von Siebenbürgen und des deutschen Kaisers *Maximilian* setzte Danzig einer harten Belagerung aus, die durch das heldenmütige Benehmen seiner Bürger ein glückliches Ende nahm. Nach knapp 10 Jahren verwickelte die Wahl des Königs *Sigismund III.* die beiden Reiche Polen und Schweden in einen langjähr-

gen Krieg, in welchem Danzig vielfältige Beschwerden zu erdulden hatte. Die nachteiligen Folgen dieses schwedischen Krieges, den 1660 der Friede zu Oliva beendigte, waren noch nicht verschmerzt, als 1697 die Wahl *August II.* zum Könige von Polen die Stadt in neue Verlegenheit setzte. Indem sie für ihn Partei nahm, geriet sie in Gefahr, von seinem Gegenkandidaten, dem Prinzen *Conti*, feindlich angegriffen zu werden. Derselbe kam mit einer kleinen französischen Flotte auf der Danziger Rhede an und landete einige 100 Mann bei Oliva, die zwar bald wieder zurückgezogen wurden, doch strafte der König von Frankreich das feindselige Verhalten der Stadt Danzig gegen den Prinzen *Conti* damit, dass er ihrem Seehandel bedeutende Nachteile zufügte. Ihre Anhänglichkeit an den von Russland unterstützten König *August II.* zog ihr aber noch weitere Beschwerlichkeiten zu, als *Karl XII.* von Schweden mit Heeresmacht in Preußen einfiel, um seinen Gegner zu entthronen und an dessen Stelle den von ihm begünstigten *Stanislaus Leszczyński* setzte. Die Stadt musste diesen zeitweise anerkennen; Schweden und Russen drangen nacheinander in ihr Gebiet, belästigten Danzig selbst und verübten Erpressungen in den Ländereien. Ungeachtet der 1716 dem Kaiser *Peter I.* zur Zeit seiner mehrmonatigen Anwesenheit in Danzig erwiesenen Aufmerksamkeiten, entspann sich durch das Zusammentreffen ungünstiger Zufälle ein Hass der Danziger gegen die Russen, der durch deren ungehörliche Geldforderungen und Bedrückungen in den städtischen Ländereien noch vermehrt wurde. *August II.* vermochte nicht, wie wohl Verbündeter von Russland, die damals bedrängte Lage Danzigs zu mildern, ja seine eigenen Truppen, polnische und sächsische, wetteiferten mit den ihnen befreundeten Russen die Stadt und deren Gebiet auszusaugen. Die Stadt erhielt auch keinen Schutz von dem König, als gleich nachher religiöse Streitigkeiten mit dem Bischofe von Cujavien entstanden.

In der Erinnerung an diese jüngst erlebte für Danzig unerfreulich und betrübenden Ereignisse kam das Jahr 1733 heran, in welchem *August II.* am 1. Februar starb. Nach den Vorgängen bei früheren Königswahlen, sah man hier der jetzt bevorstehenden mit Besorgnis entgegen. Eine um so größere Freude verbreitete daher die durch den Erzbischof von Gnesen und Primas des Reiches *Theodor Potocki* am 15. September 1733 eingegangene Nachricht, dass *Stanislaus Leszczyński* den 12. September zum Könige von Polen erwählt sei. Bei der Wahl hatten sich zwei Parteien gegenüber gestanden, eine französische und eine russische, von denen jene,

deren Haupt der Primas war, sich für *Stanislaus*, diese für den Kurfürsten von Sachsen *Friedrich August* erklärte. Das anfängliche Übergewicht des französischen Einflusses gab dem König von Frankreich *Ludwig XV.* die größere Hoffnung, seinen Schwiegervater, den König *Stanislaus Leszczyński*, zum zweiten Male im Besitz der polnischen Krone zu sehen. Es erfolgte auch dessen Wahl von seinen Anhängern, dagegen setzte die Gegenpartei, von Russland und Österreich unterstützt, die Wahl des Kurfürsten von Sachsen durch, der einer in Polen eingerückten, russischen Armee ein größeres Gewicht verlieh. *Stanislaus* musste Warschau am 22. September verlassen und kam in Begleitung des französischen Gesandten *Marquis de Monti*, des Primas und mehrerer polnischer Magnaten am 2. Oktober unvermutet in Danzig an, um hier einstweilen zu residieren. Er erhielt die ungewöhnliche Ehrenwache von 3 Offizieren und 100 Mann mit der Fahne. An dem folgenden Tage wurde er von einer Deputation des Rates im Namen der Stadt feierlich willkommen geheißen.

Auf die schon früher verbreiteten dunklen Gerüchte erfolgte die gewisse Kunde, dass der Kurfürst von Sachsen als *August III.* am 5. Oktober zum Könige erwählt und ausgerufen sei. Der Stadt gingen gleichzeitig von verschiedenen Seiten Aufforderungen zu, *Stanislaus* zu entfernen, dessen Aufnahme und feierliche Anerkennung sonst üble Folgen nach sich ziehen würden; sie blieben jedoch unbeachtet, weil die französische Partei eifrig bemüht war, nicht nur die zweite Wahl für unbedeutend auszugeben, sondern auch das Anrücken der Russen als unwahr oder wenigstens in einer Weise darzustellen, die für Danzig nichts fürchten ließ. Gleichwohl wurde das Langgasser Tor und das Grüne oder Koggen Tor mit zwei Bürgerfahnen besetzt und die Garnison, der man für den Monat Juli 1733 rückständigen Sold auszahlte, durch 200 Mann vermehrt. Der König unterstützte die Stadt, indem er ihr die im Jahre 1707 als Darlehn erhaltenen 30.000 Taler erstattete, von welchen sie 12.000 Soldaten sieben Monate lang unterhalten konnte.

In der Nacht von 23. zum 24. Oktober erhielt der Rat durch seinen Sekretär in Warschau die Meldung, dass die russischen Truppen, 36.000 Mann stark, meistens Kavallerie nach Danzig marschierten und den Befehl hätten, die Stadt, als Anhängerin des Königs *Stanislaus*, feindlich zu behandeln. Hiermit stimmte ein Schreiben des Woiwoden von Kulm *Czapski* aus Warschau vom 21. Oktober überein, der Danzig ermahnte, den Forderungen Russlands nachzugeben, wenn es

nicht zum Schauplatz eines verheerenden Krieges werden wolle.

Die Kriegsgefahren, denen die Danziger sich seit dem 16. Jahrhundert ausgesetzt sahen, nötigten sie, die noch aus der Ordenszeit vorhandenen Mauern und Türme durch Wälle zu verstärken, bis die Festungswerke Danzigs am Ende des 18. Jahrhunderts eine Vollkommenheit erhalten hatten, der spätere Zeit wenig hinzuzusetzen wusste. Die Stadt Danzig blieb trotz jener Gefahr androhenden Nachricht bei ihrem Entschluss, in der dem Könige *Stanislaus* gelobten Treue nicht zu wanken und ihm ihren Schutz, unter den er sich selbst und die um ihn versammelten Magnaten gestellt hatte, nicht zu entziehen. Die Bürgerschaft, die einsah, dass sie der vereinigten Macht Russlands und Sachsens nicht lange werde widerstehen können, rechnete einesteils mit Gewissheit auf einen kräftigen Beistand von *Ludwig XV.*, der die Wiedereinsetzung seines Schwiegervaters auf den polnischen Thron mit aller seiner Macht bewirken zu wollen schien; andernteils fürchtete sie Frankreich, da sie vor wenigen Jahrzehnten dessen Feindschaft bitter empfunden hatte. Hierzu kamen die noch nicht erloschene Abneigung der Danziger gegen Russland, und die Hoffnung, von *Stanislaus* eine kräftigere Unterstützung in Religionsachen, Privilegien und Freiheiten zu erhalten, als *August II.* ihnen früher zu Teil werden ließ. Man fuhr mit den Anordnungen fort, die zur Verteidigung der Stadt dienten und erließ an die Einwohner der städtischen Ländereien die Mahnung, ihre Habe bei Zeiten in Sicherheit zu bringen und bei Annäherung feindlicher Truppen ihr Vieh mit ausreichendem Futter nach der Stadt zu schaffen.

Der Rat von Danzig bat am 18. November den König von Frankreich um Hilfe, die er von ihm, als dem Schwiegersohn des *Stanislaus*, am ehesten zu erhalten hoffte. *Ludwig XV.* versprach zwar, am 15. Dezember die Stadt mit seiner ganzen Macht zu unterstützen und alle aus dem Danziger Zeughaus verbrauchte Munition zu ersetzen, auch die etwa beschädigten Festungswerke auf seine Kosten wieder in Stand setzen zu lassen; doch England und Holland wollten keine bedeutende französische Land- und Seemacht nach der Ostsee gehen lassen, weil sie einem allgemeinen Kriege entgegen waren, der eine notwendige Folge gewesen wäre. Dies war dem Könige *Stanislaus* nicht unbekannt, und er rechnete auch nur auf eine geringe französische Truppenzahl, weshalb er als Ersatz dafür einig noch in seinen Diensten stehenden polnischen Truppen zur Vermehrung der Besatzung nach Danzig hatte kommen und dem Rate den Eid des Ge-

horsams leisten lassen. Außer von Frankreich war Danzig auch bemüht von England, Holland, Preußen, Schweden und Dänemark einen kräftigen Beistand zu erhalten, doch lauteten die Antworten stets ausweichend und beschränkten sich teils auf das Versprechen einer Vermittlung bei Russland, teils auf das der Neutralität. Die der Stadt übriggebliebene Hoffnung auf Frankreich kräftigte der Marquis *de Monti*, der durch seine Redekunst und durch Geldausteilung die belebende Seele in Danzig während der ganzen Belagerung blieb. Er sprach mit der größten Zuversicht von der zu erwartenden mächtigen Hilfe Frankreichs und drohte mit dessen gefürchteter Feindschaft; er wusste die gefährliche Lage Danzigs in unzweifelhaft günstigem Lichte und eines glücklichen Ausganges gewiss darzustellen. Als mit dem Einrücken der Russen in das polnische Preußen die Furcht von einem ausbrechenden Kriege zunahm, vermehrte er den Eifer der Stadt in ihren Rüstungen durch den Ankauf von Flinten mit Bajonetten und dazu gehörigen Kugeln, die nebst Degen aus Schweden angekommen waren und dem städtischen Zeughaus als Geschenk überwiesen wurden. Gleichzeitig schickte der französische Gesandte in Schweden, Graf *Casteja*, 130 Freiwillige, die er dort erworben hatte. Großenteils waren es Offiziere. Sie kamen den 8. Januar 1734 von Weichselmünde nach der Stadt, wo ihr Einzug große Freude verursachte, weil den Danzigern glaubhaft gemacht worden war, dass die zu so vielen Offizieren gehörende Mannschaft mit der französischen Flotte in Kurzem nachfolgen würde. Spott erregte es dagegen, als mit dem Reste von 24 russischen Nachzählern, die von einigen hundert Polen bei Thorn angegriffen, und von denen etwa eben soviel niedergemacht worden waren, eine Schar Polen einen triumphierenden Einzug in Danzig hielt. *Stanislaus* selbst schämte sich dieses Aufzuges und entließ die Gefangenen, nachdem er befohlen hatte, jedem derselben einen Taler Reisegeld und einen Pass zu geben.

Die Ungewissheit, wer rechtmäßiger König von Polen sei, entschied sich zu Gunsten *August III.* mit dessen Krönung am 17. Januar 1734. Es war jetzt vor auszusehen, dass er seinen Krongegner, der fest entschlossen war, sein Schicksal in Danzig abzuwarten, mit Hilfe russischer Truppen angreifen würde. Die Anstalten der Stadt zur Verteidigung wurden 1734 darum eifrig fortgesetzt. Man erließ eine Aufforderung an die jungen Leute Danzigs und an Jeden, der der Stadt zu dienen gesonnen sei, unter die Waffen zu treten. Der Pulvervorrat wurde um 60 Zentner vermehrt, die Morgensterne, Sensen und andere

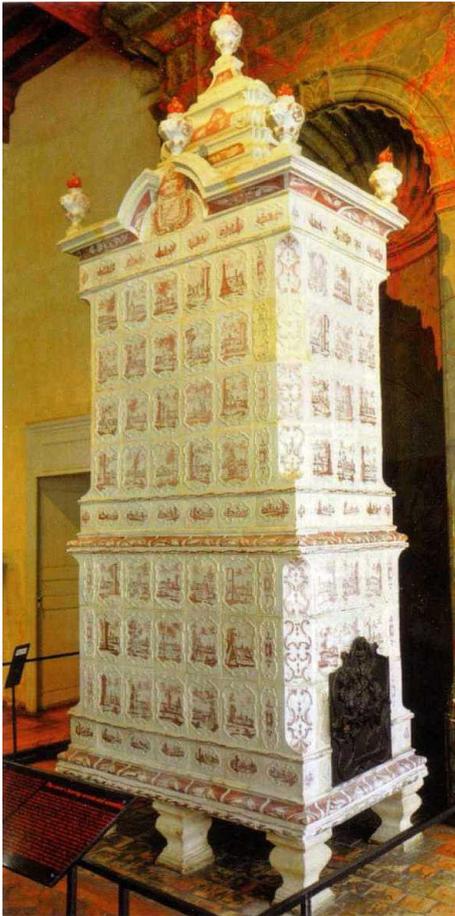
ähnliche Waffen in brauchbaren Stand gesetzt. Der Hauptmann *Patzer*, Kommandant von Weichselmünde, erhielt den Befehl, die nahe vor der Festung befindlichen Häuser in Brand zu stecken, wenn der Feind sie zu seinem Vorteil nutzen könnte. Ferner wurde unter Androhung nachdrücklicher Strafe befohlen, dass jeder Bürger und Einwohner sich mit einer guten Wallflinte, Degen und Tasche nebst drei Pfd. Pulver und sechs Pfd. Kugeln versehen, bereit halten sollte; ebenso erging die Mahnung für die nötigen Lebensmittel zu sorgen. Auf Empfehlung des Gesandten *de Monti* wurden der schwedische Oberleutnant *Palmstruck* und zwei französische Artillerieoffiziere, ein Oberstleutnant und ein Kapitän noch in den Dienst der Stadt genommen.

Inzwischen war General *von Lascy* mit einem Teil der in Polen stehenden russischen Armee in das polnische Preußen eingerückt und richtete seinen Marsch auf Danzig. Am 6. Februar bezogen die Truppen im Danziger Werder Quartiere, rückten dann bis St. Albrecht, eine Meile vor Danzig, vor und besetzten am 20. Februar Langfuhr. Der General nahm sein Hauptquartier zuerst in Mestin bei Dirschau, später, den 16. Februar, in Praust. Von hier aus stellte er, den 20. Februar, an den Danziger Rat das Verlangen, *Stanislaus* mit seinem Anhang aus der Stadt zu entfernen und *August III.* als König anzuerkennen. Zugleich drohte er feindlich zu verfahren, wenn der Rat sich weigere, jedem Befehle der russischen Kaiserin Folge zu leisten. Der Rat versicherte hierauf am 22. Februar, dass er es niemals an der schuldigen Ehrfurcht vor der Kaiserin habe fehlen lassen, erklärte aber auch, bei der dem Könige *Stanislaus* gelobten Treue zu beharren, weil er auf Grund der polnischen Reichsgesetze erwählt, proklamiert und von der Stadt Danzig anerkannt sei. Der General gab dem Sekretär *Jantzen*, der die Antwort des Rates am 23. in das russische Hauptquartier brachte, sein Befremden zu erkennen. Er machte darauf aufmerksam, dass die Seemächte, auf welche Danzig sich zu verlassen gewohnt war, keinen Beistand leisten würden, der von Frankreich aber nicht von der Art sein möchte, wie die Bürgerschaft, durch falsche Versprechungen getäuscht, es erwarte. *Lascy* versprach, innerhalb zwei Tagen mit seiner Armee wegzugehen, wenn die Stadt *Stanislaus* mit seinem Gefolge entferne und nicht wieder aufnehme.

Quelle: Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734, *Karl Hoburg*, Major a.D., 1858, 62 S., Theodor Breitling, Danzig.

Der ungekürzte Text kann als [Kopie bei Google.de](#) heruntergeladen werden. hb

WÄRMENDE KLEINODE AUS DANZIG



Ein deutscher Marschall heizte dem französischen Adel mit Danziger Keramik ein. Wanderer, kommst Du an die Loire, dann schau Dir einmal die Heizungskunst des Prunkschlusses Chambord an. Und lass Dir erzählen, was Sachsens Lebefürst *August der Starke* damit zu tun hat.

Schloss Chambord an der Loire. 1519 begann im Auftrag *Franz I.* der Bau dieses Prunkschlusses. Der König wählte das Loire-Tal, weil es mit seinen bereits zahlreich vorhandenen Schlössern und Burgen das gesellschaftliche und kulturelle Zentrum des höfischen Frankreichs bildete. Dem Hofstaat sollte es als Jagdschloss dienen, gleichzeitig als Symbol der Macht die Leistungsfähigkeit und Stärke Frankreichs demonstrieren, ähnlich wie Schloss Versailles des Sonnenkönigs *Ludwig XIV* eineinhalb Jahrhunderte später.



Abgesehen von den Jagdgesellschaften mit einigen 1000 Personen stand der riesenhafte Bau allerdings weitgehend leer. *Ludwig XIV.* nutzte ihn viele Generationen später gelegentlich noch für opulente Feste. Dann zog der Hochadel ein.

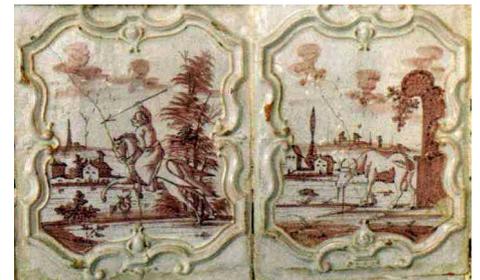
Von 1725 bis 1733 residierte der exilierte polnische König *Stanislaus Leszczyński* (1677-1766) im Schloss. 1746 belohnte des Sonnenkönigs Nachfolger, *Ludwig XV.*, Schwiegersohn des *Stanislaus*, seinen ungeschlagenen Feldherrn, den Marschall *Hermann Moritz Graf von Sachsen* (1696-1750) (*Maréchal de Saxe*) mit der Position des obersten Aufsehers der Chambord-Jagd und mit dem Schloss als Wohnsitz. *Moritz von Sachsen*, ein illegitimer Sohn des sächsischen Kurfürsten *August des Starken*, der im Krieg mit den Türken unter Prinz *Eugen von Savoyen* das Kriegshandwerk gelernt hatte. Mit dieser Erfahrung war er 1720 in französische Militärdienste eingetreten und wegen seiner Erfolge, bei seinen Soldaten beliebt und zeitlebens ungeschlagen, bis zum Marschall aufgestiegen. Er ließ die umliegenden Sümpfe trocken legen, um Seuchengefahren vorzubeugen. Die nackten Steinwände seines Appartement ließ der Marschall mit Holz täfeln, den Fußboden mit Parkett belegen und als wichtigste Komfortsteigerung schaffte *Moritz von Sachsen*, 1726 wählten ihn die Stände von Kurland zum Herzog, für Chambord vier riesige Kachelöfen aus Fayence an, die von dem Töpfermeister *J.M. Schmidt* um 1748/49 in Danzig angefertigt wurden.

Mit diesen Wärmespendern gelang es ihm, das erhebliche Beheizungsproblem, das die vorhandenen offenen Kamine nur dürftig bekämpften, wesentlich zu mildern. Kachelöfen mit ihrer angenehmen Strahlungswärme und dem Speichereffekt ihres Baumaterials galten westlich des Rheins als weitgehend unbekannt. Das Kaminfeuer dominierte selbst in protzigen Burgen und Schlössern. Der deutsche Marschall stellte zwei der wertvollen Heizer in seinen eigenen Wohnräumen auf, mit den zwei anderen stattete er Quartiere im Schlossbereich als Zuflucht bei strenger winterlicher Kälte aus. Was wir heute unter Fayence verstehen, hieß im Sprachgebrauch des 16. bis 19. Jahrhunderts auch *porceleyne*. Das echte Porzellan unterscheidet sich jedoch - nach jetziger Terminologie - durch den durchscheinenden, wesentlich härter gebrannten Scherben aus Kaolin-Ton von der Fayence. Das Aluminiumsilikat Kaolin zeichnet sich durch einen hohen Schmelzpunkt von 1.450°C und durch einen hohen Weißegrad von 90% aus. Üblicher Ton kann da nicht mithalten.

Die Motive auf den Kacheln geben den

Herstellungsprozess wieder, zeigen Landschaften, Handwerke, Haus- und exotische Tiere, etwa ein Dromedar, Ritter und fernöstliche Erdenbürger, wie Chinesen bei der Aussaat. Das sächsische Wappen unter der Ofenbekrönung trägt, entgegen dem üblichen Wappen mit der von oben nach unten schräg rechts verlaufenden Raute, einen sogenannten Bastard- oder Schräglinksfaden. Wie gesagt, *Moritz von Sachsen* entstammte einer nicht ehelichen Zweisamkeit. Der Bastardfaden als geläufiges Beizeichen der Heraldik (Wappenkunde) verweist auf die uneheliche Herkunft des Wappen-Inhabers aus dem (Hoch-) Adel. übrigens: *Moritz von Sachsen* verschwendete hier mit seinem Regiment, das ebenfalls in Chambord logierte, mit stilvollen baulichen Ergänzungen und mit einer Schauspielerin sein Vermögen. Nach nur vier Jahren stürmischer Liebe zu allen drei Geldempfängern stirbt er 1750 *auf rätselhafte Weise*, wie in der Chronik des Schlosses steht.

Der Heizkomfort hielt sich ebenfalls nicht sehr lange im Prachtbau. Zur Zeit der Französischen Revolution (1789-1799) bemächtigte sich das Landvolk der noblen Wohnstätte und räumte sie aus. Doch verschleppte es das Inventar nicht sehr weit. Einen der Öfen installierte es im heutigen Rathaus der nahen Stadt Blois, einen anderen in einem Schlösschen ebenfalls unweit von Chambord und einen dritten in der Abtei Pontlevoy im Arrondissement Blois. Initiativen im 19. und 20. Jahrhundert brachten die Kleinode wieder in ihr ursprüngliches Heim zurück. Das vierte gilt als verschollen.



So prunkvoll wie die Wärmeversorgung innen, so auch ihre Rauchgasentsorgung außen. Die mit Mosaiken, Medaillons, Stuck und Farben reichlich veredelten Kamine passten die Baumeister den Türmen und Zinnen auf den Dächern der Flügel an. In der Sonne des Loire-Tals leuchtet der kostbare Bauschmuck weit ins Umland hinein und irritiert den Betrachter, der zunächst die Funktion der Stelen nicht erkennt. Bis ihn denn die 72 Feuerstellen im Schloss aufklären.

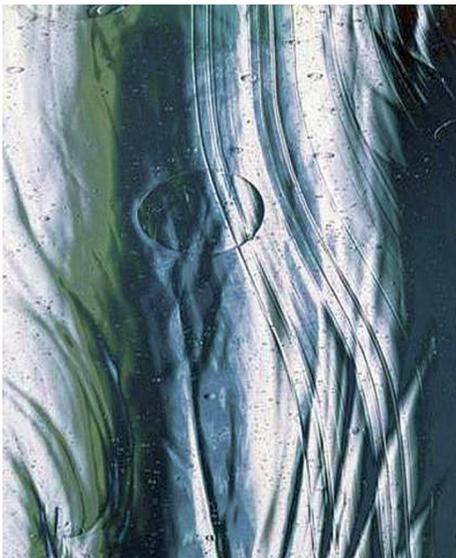
Quellen: [Sanitär + Heizungstechnik](#)
ISSN: 0036-4401 2012, Jg.77 Nr.6, S.80ff

www.culture-routes.lu

www.wikipedia.org

DANZIGER-GLAS

Mit Danziger-Glas wird eine mundgeblasene Sonderform des Echt-Antikglases bezeichnet, das wellenartig ausgeprägte Winden- und Schlierenstrukturen mit viel *Bewegung* im Glas aufweist. Die sehr prägnante Struktur des Danziger-Glases wird erreicht, indem der noch flüssigen Glasmasse im Ofen, kurz vor der Entnahme, speziell erschmolzene Glasscherben zugegeben werden, bevor ein Glasbläser einen Posten entnimmt und das Danziger-Glas ausbläst. Die weitere Produktion entspricht dann der Herstellungsweise des Echt-Antikglases. Üblicherweise wird es in hellen Tönungen hergestellt, da hier die Struktur am besten zur Geltung kommt. Doch sind auch fast alle Farben auf Wunsch möglich. Zusätzlich kann die Ausprägung der großen Luftschlüsse, die Ochsenaugen genannt werden, variiert werden. Die Glastafeln, die bis zu einer Größe von 60 x 90 cm sein können, werden mit einem Natursaum geliefert. Dabei sind kleinere Abweichungen in den Abmessungen durch die handwerkliche Einzelanfertigung unvermeidbar. Danziger-Glas wird oft in Tür- und Fensterfüllungen eingesetzt, wenn es darauf ankommt, das Licht durchzulassen, aber auf elegante Art und Weise ein ungehinderter Durchblick erschwert werden soll. Auch in Möbelfüllungen wird das Glas mit seiner stets präsenten, aber dennoch niemals aufdringlichen Struktur effektiv eingesetzt. Benannt wurde es nach Ausgrabungen bei der Renovierung der Marienkirche in Danzig im Jahr 1934.



Danziger-Glas ist ein mundgeblasenes Flachglas mit stark geschlierter Oberfläche und striemenartigen Winden. Es soll bis zu handtellergroße Blasen, sogenannte Ochsenaugen, und keine Hobelstruktur aufweisen.

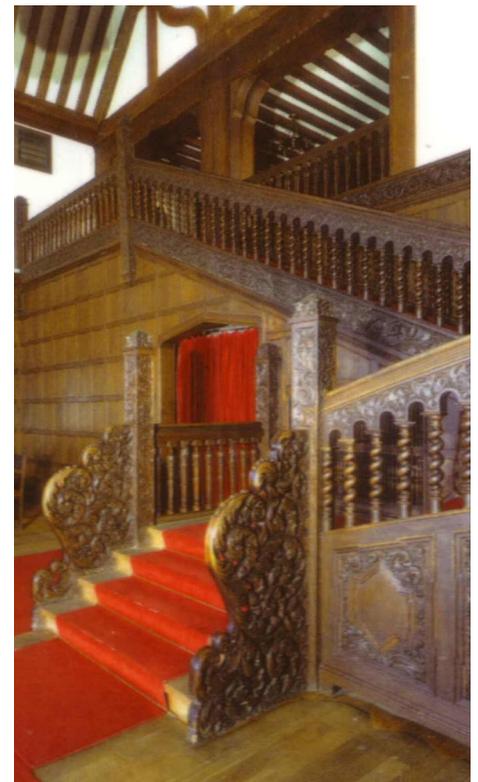
Quelle: Glashütte Lamberts Waldsassen

DANZIGER TREPPE IM CECILIENHOF

Kaiser *Wilhelm II.* ließ das Schloss Cecilienhof für seinen ältesten Sohn, den Kronprinz *Wilhelm von Preußen* und dessen Gemahlin *Cecilie*, in Potsdam im Norden des Neuen Gartens errichten. Die Bauarbeiten dauerten von 1913 bis 1917. Sein Erscheinungsbild im Stil eines englischen Landhauses ist durch den Einsatz traditioneller Materialien wie Backstein und Holz harmonisch in die Landschaft eingefügt. Um das wahre Ausmaß des Schlosses mit 176 Zimmern zu verschleiern, wurden einzelne Gebäudeteile um mehrere Innenhöfe gruppiert. Die auffällig gegliederte Fachwerkfassade krönen 55 Schornsteine, von denen keiner dem anderen gleicht. Blumengärten und Terrassen verbinden das Schloss mit dem Park. Es war das erste Schloss in Potsdam, das für einen ganzjährigen Aufenthalt eingerichtet war.



Im Zentrum des Hauses liegt eine große Wohnhalle, an die die Repräsentationsräume des Kronprinzenpaares grenzen und von der eine mächtige holzgeschnitzte Treppe in das Obergeschoss zu seinen Privaträumen führt. Die aus dunklem Eichenholz im typischen Danziger Barock geschnittene Treppe ist ein Geschenk der Stadt Danzig an das Kronprinzenpaar. Die herrschaftlichen Räume unterteilen sich in einen Bereich für den Hausherrn mit einem Rauchsalon, einer Bibliothek und einem Frühstückszimmer. Den Bereich für die Dame bilden ein Musiksalon, ein Schreibzimmer und ein im Stil einer Schiffskabine gestaltetes Kabinett.



Nach dem Ersten Weltkrieg, der Kaiser und sein Thronfolger hatten abdanken müssen, erhielt das Kronprinzenpaar *Wilhelm* und *Cecilie* in Folge einer Berichtigung der missglückten Enteignung der Fürsten das Schloss Cecilienhof vom Deutschen Staat zur privaten Nutzung zurück.

Bis zur Vertreibung und Enteignung am Ende des zweiten Weltkrieges im Jahre 1945 bewohnte das Kronprinzenpaar den Cecilienhof.

Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges fanden an diesem Ort die Verhandlungen der vier Siegermächte statt, die hier mit dem *Potsdamer Abkommen* Weltgeschichte geschrieben haben. Heute befinden sich in dem Schloss die *Gedenkstätte des Potsdamer Abkommens*, das Museum mit den Privaträumen des Kronprinzen und ein Vier-Sterne-Hotel.

Quelle: [Stiftung Preußische Schlösser](#)

VON MEEREN UND AUS HÄFEN

Die Welle, Sörensen

VERMISST IM INDISCHEN OZEAN

Am 13. 12. 2012 meldet der Wiener Kurier, dass der Österreicher *Matthias Thalhammer* aus Laa an der Thaya, Kapitän des Containerschiffs **SANTA FELICITA**, das unter liberianischer Flagge lief und zur Hamburger Reederei *Claus-Peter Offen* gehörend, unter ungeklärten Umständen im Indischen Ozean, verschwunden ist.

Die Polizei habe die Besatzung der **SANTA FELICITA** im Zielhafen befragt. Dass der Kapitän bei einem Unfall über Bord ging, wäre *sehr ungewöhnlich, aber nicht völlig unmöglich, ... Der 62-Jährige sei nicht zu seiner Wache erschienen, worauf man die Suche auf dem Schiff aufgenommen und dreieinhalb Tage lang das Gebiet abgesehen habe, in dem der Kapitän möglicherweise über Bord gegangen war*, sagte der Reedereisprecher *Swante Domizlaff*. *Matthias Thalhammer* war 12 Jahre für die Reederei tätig und ein äußerst verlässlicher Kapitän *alter Schule*, dass es zwischen Kapitän und Besatzungsmitgliedern Probleme gegeben habe, konnte *Domizlaff* nicht bestätigen. *Es gab nicht den kleinsten Hinweis auf Unregelmäßigkeiten*, sagte der Sprecher. Doch:

Am 21. 12. 2012 meldet der Kurier: *Neue Indizien für Mord an FELICITA Kapitän. Da sind noch 100.000 Fragen offen*, sagt *Silvia S.*, ehemalige Matrosin. Sie meinte: *Ein Selbstmord ist unmöglich, ein Unfall sehr schwer zu erklären*. Also doch ein Mord auf dem deutschen Containerschiff? Zumindest tauchen nun weitere Hinweise auf, die das Geschehen auf der **SANTA FELICITA** im Indischen Ozean in einem neuen Licht erscheinen lassen. Wie berichtet, war der 62-jährige Österreicher *Matthias Thalhammer* in der Nacht auf den 20. November auf dem Weg von *Cotonou* (Benin) nach *Port Kelang* (Malaysia) spurlos verschwunden. Die Mannschaft gab gegenüber der malaysischen Polizei an, dass der Kapitän zuletzt am Vortag um 13h gesehen worden ist. Erst am nächsten Tag in der Früh aber sei sein Verschwinden bemerkt und um 7.30h ein internationaler Alarm abgesetzt worden.

Um 16 Uhr hat er immer mit seiner Mannschaft Kaffee getrunken, um 19 Uhr

war meist Dienstübergabe, sagt *Silvia S.*, die mit *Thalhammer* zweimal zur See gefahren ist. Wie kann es sein, dass der wichtigste Mann an Bord mehr als 16 Stunden lang von niemandem gesehen wurde? *Der Matthias war fast immer an Bord unterwegs und hatte nie frei*, erzählt *Silvia S.* Die Frage, die sich daher stellt: Wenn es ein Unfall war, warum ist sein Fehlen nicht viel früher aufgefallen?

Motive für eine Gewalttat seien vorhanden, sagt *S.*: *Der Matthias hatte bis vor knapp einem halben Jahr eine philippinische Freundin. Als es vorbei war mit der Beziehung, hat ihr Bruder vor Wut sogar seinem Hund den Bauch aufgeschlitzt. Und an Bord der SANTA FELICITA waren mehr als ein Dutzend Philippinos - sie machten den Großteil der 20-köpfigen Besatzung aus. Bisher wurde wohl nicht geprüft, ob es da Verbindungen gibt.*

Auch der Koch, mit dem *Thalhammer* eine Auseinandersetzung hatte, stammte von den Philippinen. Er hatte Gewürze undatiert, weshalb die Hafenbehörde in Benin 1500\$ Strafe verhängt hatte.

Silvia S.: *Man muss wissen, dass ein Philippino an Bord drei Mal so viel verdient wie an Land. Es kann also durchaus sein, dass Matthias ihm gedroht hat, dass er keinen Job mehr bekomme. Er war immer eng mit seiner Mannschaft, aber da konnte er kein Pardon. Vielleicht hat ihm wer auf den Schädel gehauen, anders kann ich es mir nicht vorstellen. Umgebracht hätte er sich nicht, indem er in 25 Grad warmes Wasser springt. Das dauert Stunden, bis man da stirbt. Er hat selber einmal gelacht darüber: Wenn ich mich einmal umbringe, dann sicher nicht so.*

Auch einen Unfall hält *S.* für unwahrscheinlich: *Es war ruhige See, außerdem hatte Matthias ein tolles Gleichgewichtsgefühl, er konnte sogar am Kran ganz oben balancieren. Für die Familie wird es nun ein trauriges Weihnachtsfest*, sagt sie: *Es wäre schön, wenn es vorher noch eine Klärung gebe. Auch die philippinischen Behörden wären hier dringend gefordert, das näher zu untersuchen.*

Für das Österreichische Außenministerium gilt die Sache als abgeschlossen.



Kapitän Matthias Thalhammer, 62

See,

das ist ewiger Atem der Ferne,
ein glitzerndes Leuchten -
am Rande der Nacht,
das ist der trübe Schein einer Hafenlaterne
und die Jagd der Schiffe -
im Wettlauf um Fracht.

See,

das ist Streit um Heuertarife,
das sind Werftbilanz und Auftragsbestand,
sind moosgrüne Wracks -
in dämmernder Tiefe
und das Bordgeschwätz -
vom Traumjob an Land.

See,

das ist Feilschen um Charterverträge,
ist das Lärmen nächtlicher Rauferei
und das Orchester der Rosthammerschläge
außenbords auf der Stelling über'm Kai.

See,

das sind Fischerfrauen, die klagen,
wenn ein Kutter -
im Herbststurm draußen bleibt
und kein Boot, -
das von der Brandung zerschlagen,
im Morgengrauen leer -
vor der Küste treibt.

See,

das sind Briefe, die dir in die Häfen
der Trampschiffahrt nachgeschickt,
und deine im Borddienst auf Schiffen
ergrauten Schläfen,
deren sich kein Aas mehr entsinnt.

See,

das sind Gischt-kaskaden an Riffen
und Ausguck bei Eisfahrt -
vorn auf der Back,
sind Silvestertouren mit Luxus Schiffen
und das Sterben der Männer -
vorn Skagerrak.

See,

das sind Shanties, im Winde verklungen,
sind die tiefen Atemzüge des Schwellens
und das Trugbild blasser Erinnerungen
an schäbiges Glück in Stundenhotels.

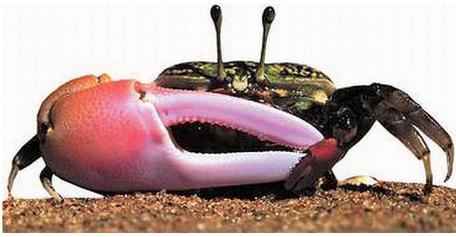
See,

das ist Feuerwerk kosmetischer Lichter,
das sind Nebel, Schneesturm und
tropische Glut
oder eins ihrer vielen anderen Gesichter
im Wechselspiel zwischen Ebbe und Flut.

See,

das ist beides, Vernichtung und Leben,
das sind Seenotrufe und Mövenschrein
und unaufhörliches Nehmen und Geben.
See war zu Beginn und wird ewig sein!

ALL DAS IST SEE !

NAVIGATION BEI TIEREN

Winkerkrabbe (male)

KRABBEN KÖNNEN WEITER ALS BIS 3 ZÄHLEN!

Auch Tiere haben ein Zuhause, dem sie treu sind, und damit sie dahin wieder zurück finden, zählen z.B. die Winkerkrabben offenbar jeden ihrer Schritte.

Cincinnati. Da steht eine Krabbe im Sand am Strand und schwingt ihre wuchtige knallfarbene linke Schere über sich. Die bunten Krabben leben in selbst gegrabenen Erdhöhlen an den Küsten der tropischen Meere. Wenn bei Ebbe das Wasser zurückgewichen ist, gehen sie auf dem freigegebenen Meeresgrund auf Nahrungssuche und amourösen Abenteuern nicht aus dem Weg. Die Freier unter den Winkerkrabben lenken mit ihrem oft gleichgerichteten Gefuchtel die Aufmerksamkeit der Angebetenen auf sich.

Forscher haben sich nun gefragt, wie die Krabben anschließend wieder den Weg nach Hause finden. Legen sie sich eine Spur aus Sandkugelchen? oder recken sie ihre Stielaugen ganz weit nach oben, um besser gucken zu können? Auf die Lösung kommt man schwer: Die Winkerkrabben zählen höchstwahrscheinlich ihre Schritte, denn so viele, wie sie auf dem Hinweg machten, stapfen sie anschließend in die entgegengesetzte Richtung zurück.

Wie die Forscher der Universität Cincinnati in den Vereinigten Staaten das herausgefunden haben? Nun, sie waren ein bisschen gemein zu ihren Versuchspartnern. Sie ließen die Winkerkrabben, die von einem Ausflug zurückkehren wollten, über eine glatte Fläche aus Kunststoff laufen. Die Krabben glitten darauf immer wieder aus und der zurückgelegte Weg war deshalb, nach der Zahl zuvor aufgezählter Schritte, kürzer. Das jedenfalls berichteten die Forscher über ihre erkenntnistheoretischen Versuche in einer Fachzeitschrift.

Das Ergebnis zeigte sich dadurch, dass die Krabben plötzlich stehen blieben, obwohl sie noch ein Stück weit von ihrer Wohnhöhle weg waren. Sie waren genauso viele Schritte hin wie zurück gegangen, und ihr inneres Rechensystem sagte ihnen nun: *Stopp. Du bist zu Hause angekommen.* In der Natur passiert den Krebsen eine derartige Fehleinschätzung normalerweise nicht, denn in ihrem natürlichen Lebensraum gibt es keine so glatten Flächen.

IMMER DER NASE NACH!

Das *Rennpferd des kleinen Mannes* ist die Brieftaube, sie findet immer nach Hause zurück, und das offensichtlich ohne Schritte, Flügelschläge oder ähnliches abzuzählen. Wie ihr das aber gelingt, das ist ein Dauerbrenner, über den sich Forscher schon wiederholt ihre Köpfe zerbrochen haben. Der innere Kompass der Brieftauben funktioniert anders als angenommen: Wahrscheinlich nutzen Tauben, sowie auch der Seefahrer, stets verschiedene Navigationsmethoden. Zum einen orientieren sie sich offensichtlich, gerade so wie der erfahrene Seefahrer, an Landmarken. Das können Berge, Flüsse, Häuser, Eisenbahngleise, Straßen oder Autobahnen sein, praktisch alle auffälligen Geländepunkte, die sie erkennen und vor allem wiedererkennen können. Aber es muss noch mehr hinter ihrem Navigationsvermögen stecken. Wie sonst können die Brieftauben, die in einer ihr unbekanntem Gegend ausgesetzt werden, problemlos nach Hause finden? Eine mögliche Hilfe scheint der Sonnenstand zu sein, der in Verbindung mit einer anzunehmenden *inneren Uhr*, zum Kompass kombiniert genutzt werden kann. Da die Tauben aber auch bei Regen und Nebel ihren Weg nach Hause finden, muss es noch weitere Orientierungshilfen für sie geben. Es darf darum spekuliert werden!

Genauso wahrscheinlich, wie der Zufall dem Seefahrer den *Magnetstein*, den er zum Kompass umgestaltete, in seine Hände fallen ließ, hat er die Tauben mit dem magnetischen Mineral *Magnetit*, das in ihrem Schnabel konzentriert ist, ein Gespür zum Erkennen des Erdmagnetfeldes geschenkt. Wie aber alle Faktoren sich zum Navigationssystem der Brieftauben ergänzen, ist immer noch nicht vollständig aufgeklärt worden.

Neue Untersuchungen lassen vermuten, dass noch stärker als der Magnetsinn, der Geruchssinn als Wegweiser genutzt wird. Offensichtlich nutzen die Tauben sowohl das Magnetfeld der Erde, den Sonnenstand mit einer inneren Uhr als auch Wegmarken zur groben Orientierung, verlassen sich aber dann zur genauen Positionsbestimmung ihres Taubenschlags auf eine Art *Duftlandkarte*, ähnlich wie einst der Seefahrer mit dem Lot Proben vom Meeresgrund gehoben und mit bewertet hat.

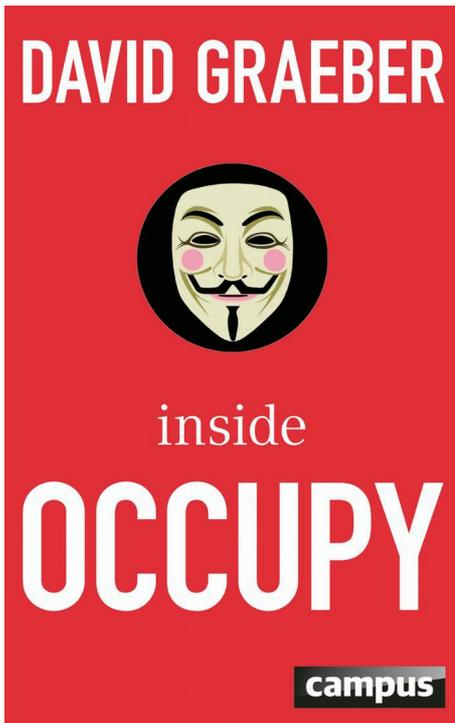
DAS ZIEL, LEUCHTEND VOR'M AUGE!

Alle Vögel sind schon da! - Aber warum? Viele Zugvögel verfügen offenbar über einen körpereigenen Kompass, das Rotkehlchen über einen Magnetkompass im rechten Auge. Das fanden Wissenschaftler der Goethe-Universität und der Universität Bochum heraus. Bei Jungvögeln ist er noch in beiden Augen zu lokalisieren. Ein Grund für die Reduzierung auf das rechte Auge beim erwachsenen Vogel könnte die Entlastung einer Gehirnhälfte zugunsten einer schnelleren Verarbeitung anderer Sinnesindrücke sein.

Eine Gruppe Frankfurter Forscher um [Prof. Dr. Wolfgang Wiltschko](#) und Dr. *Roswitha Wiltschko* hatten Jungvögel, die im Garten des Frankfurter Zoologischen Instituts einen Zwischenstopp auf ihrem ersten Vogelzug nach Süden machten, untersucht. Dabei stellten sie fest, dass die Jungvögel sich mit beiden Augen orientieren. Im darauf folgenden Frühling war diese Fähigkeit größtenteils auf das rechte Auge verlagert. Wurde das rechte Auge für sechs Stunden abgedeckt, war der Kompass im linken Auge wieder aktiv. Beim nächsten Vogelzug im Herbst war der Magnetsinn deutlich stärker auf das rechte Auge fixiert, was die Forscher als Reifungsprozess interpretierten, welcher der Leistungssteigerung des Gehirns begünstigt. Da beide Augen die absolut gleiche Information über die Richtung des Erdmagnetfelds vermitteln würden, werden die entsprechenden Areale in der anderen Hirnhälfte für andere Aufgaben frei. Die Bewältigung bestimmter Leistungen nur durch eine Gehirnhälfte hat sich in der Evolution mehrfach bewährt. Z.B. können Schimpansen, die bevorzugt nur eine Hand gebrauchen, besser Termiten fangen; Tauben mit unterschiedlich sensibilisierten Augen leichter Körner zwischen Kieselsteinen finden, und Menschen, die ihre Sprache hauptsächlich in der linken Gehirnhälfte verarbeiten, *wahrscheinlich umso besser unwichtiges überhören*, – *jedenfalls erklärt das, warum das manchem Seefahrer so vorkommt* – Anm. d. Red.

Die veröffentlichten Ergebnisse in *Proceedings of the Royal Society* sprechen dafür, dass auch bei der Wahrnehmung des Erdmagnetfelds die Vorteile der [Lateralisation](#), genutzt werden - *ob's der Fachbegriff für einseitiges Verstehen ist?*

BÜCHER – CD/DVD – FILME



Occupy Wall Street rufend besetzte im September 2011 eine Gruppe von Aktivisten den Zuccotti-Park im New Yorker Finanzdistrikt, um friedlich gegen Finanzmärkte und Banken sowie die Untätigkeit der Politik zu demonstrieren. Binnen kürzester Zeit mobilisierte die Bewegung hunderttausende Menschen rund um den Globus, kreuz und quer durch alle Bevölkerungsschichten geeint in der Empörung über ein System, das jene, die sich an die gesellschaftlichen Spielregeln halten, im Stich lässt und Vermögen ungerecht zugunsten einer kleinen Elite verteilt.

Als Anthropologe und Vordenker hat David Graeber der Occupy-Bewegung intellektuellen Tiefgang verliehen. In seinem Buch berichtet er lebendig, wie sich die Bewegung formierte und welche Ziele sie verfolgt. Er erzählt die Entstehungsgeschichte des *We are the 99 percent* Slogans und formuliert Thesen, warum es ausgerechnet diese Bewegung geschafft hat, bis in die Mitte der Gesellschaft vorzudringen. Graeber legt die Prinzipien des Occupy-Protests dar und zeigt konkret, was jeder Einzelne politisch verändern kann. Die Occupy-Bewegung markiert womöglich erst einen Anfang. Das Buch macht die Tragweite der Ereignisse verständlich und ist eine aktuelle und packende Manifestation der Bewegung. Diese deutschsprachige ist die erste Ausgabe des Buches, die weltweit erscheint.

Der Seefahrer mag Zweifel haben, ob Occupy Wall Street hierher ins SEESCHIFF gehört? Seine Redaktion ruft ihm da nur zu: *und ob!*, denn es gibt eine unerwartete andere Facette auf die Piraten frei: hb

WAREN PIRATEN DIE UR-DEMOKRATEN?

Leseprobe aus **inside OCCUPY***Furiöse Mixturen*

Wenn Angehörige der gebildeten Schichten von *Demokratie* sprachen, dann dachten sie dabei an ein Regierungssystem mit ausdrücklichen Wurzeln in der antiken Welt. Der gewöhnliche Amerikaner dagegen scheint die *Demokratie* in einem, wie wir heute sagen würden, breiteren sozialen und kulturellen Kontext gesehen zu haben. Für ihn bedeutete *Demokratie* Freiheit, Gleichheit, die Möglichkeit, sich als einfacher Farmer oder Ladeninhaber mit Würde und Selbstachtung an *Höherstehende* wenden zu können - eben die Art demokratischer Befindlichkeit, die später ausländische Beobachter wie Alexis de Tocqueville beeindruckt sollte, als er von der *Demokratie in Amerika* sprach. Wie die wahren Wurzeln so vieler politischer Erneuerungen, die die großen Revolutionen des 18. Jahrhunderts erst möglich machten, lassen sich auch die Ursprünge dieser Befindlichkeit nur schwer rekonstruieren. Aber mein Verdacht ist, dass sie nicht dort liegen, wo wir danach zu suchen gewohnt sind.

Wir sind es gewohnt, Demokratie als Produkt von etwas zu sehen, was wir als *den Westen* oder als *westliche Zivilisation* bezeichnen - Konzepte, die es übrigens zur Zeit George Washingtons oder Thomas Jeffersons überhaupt noch nicht gab. Diesem Denken zufolge wurde die Demokratie im antiken Athen *erfunden* und ist seither irgendwie in eine kulturelle und intellektuelle Tradition eingebettet. Was aber sehen wir, wenn wir die Scheuklappen vermeintlicher Selbstverständlichkeiten ablegen und genau hingucken? Nun, beginnend mit dem 16., 17. und 18. Jahrhundert sehen wir eine Gruppe nordatlantischer Königreiche, die sich in fast jeder Hinsicht von früheren Formen allgemeiner Regierungsbeteiligung wegbewegen und eine zunehmend zentralisierte, absolutistische Herrschaft herausbilden. Leibniz war fasziniert vom Beispiel Chinas und seinem funktionstüchtigen Staatsapparat, Montesquieu vom Beispiel Persiens. John Locke und die politischen Philosophen Englands, auf die sich dann später die Gründerväter der Vereinigten Staaten von Amerika beriefen, waren beeindruckt von der Existenz zugleich egalitärer und individualistischerer Gesellschaften, die in Nordamerika lebten.

Seit 1977 gibt es eine lebhafteste Debatte über den indianischen *Einfluss* auf die amerikanische Demokratie, ob bestimmte Elemente der amerikanischen Verfassung, speziell ihre föderale Struktur, vom Vorbild des Sechs-Nationen-Bunds der Iroke-

sen - Haudenosaunee, wie sie sich selbst nennen - beeinflusst waren. Wenn wir auf der Suche nach den Ursprüngen demokratischer Befindlichkeiten nach Situationen zu graben beginnen, in denen Menschen tatsächlich direkte, praktische Erfahrungen mit kollektiven Entscheidungsprozessen gemacht hatten, stoßen wir alsbald auf Funde, die uns womöglich gar nicht gefallen. 1999 veröffentlichte John Markoff, einer der führenden zeitgenössischen Experten in Sachen europäischer Demokratie, einen Essay mit dem Titel *Where and When Was Democracy Invented?* Darin findet sich folgende Passage:

Dass Führerschaft sich aus der Billigung der Geführten ableiten lässt, anstatt von einer höheren Autorität gewährt zu werden, dürfte eine durchaus wahrscheinliche Erfahrung für die Besatzungen von Piratenschiffen zu Beginn der modernen atlantischen Welt gewesen sein. Nicht nur wählten diese Besatzungen ihre Kapitäne, sie waren auch vertraut mit einer ausgleichenden Gegenkraft (in Form von Quartiermeistern und Schiffsräten) sowie Vertragsbeziehungen zwischen Individuum und Kollektiv (in Form von schriftlich fixierten Schiffsatzungen über die Verteilung der Beute und Entschädigungen im Fall von Arbeitsunfällen).

Was bei Markoff bloß eine Randbemerkung ist, ist in gewissem Sinne ein gutes Beispiel für das, worum es hier geht. Wenn man nach überlieferten Schiffsatzungen gehen kann, war die typische Organisation eines Piratenschiffs im 18. Jahrhundert bemerkenswert demokratisch. Kapitäne wurden nicht nur gewählt, ihre Funktion glich in vielerlei Hinsicht der der Kriegshäuptlinge nordamerikanischer Indianer: Während der Jagd und im Gefecht mit absoluter Macht ausgestattet, unterschieden sie sich sonst nicht von der gewöhnlichen Crew. Schiffe, die ihre Kapitäne mit größerer allgemeiner Macht ausstatteten, behielten der Besatzung das Recht vor, sie jederzeit absetzen zu können, sei es wegen Feigheit, Grausamkeit oder aus sonst einem Grund. In jedem Fall oblag die letzte Entscheidungsgewalt der Vollversammlung, die oft schon wegen Geringfügigkeiten, wie kleinen Streitereien, einberufen wurde und diese ausnahmslos durch Handzeichen entschied.

Vielleicht muten diese Verhältnisse weniger überraschend an, wenn wir uns die Herkunft der Piraten ansehen. Piraten waren für gewöhnlich Seeleute, die in irgendeiner Hafenstadt am Atlantik gegen ihren Willen in Dienst genommen (*schanghait*) worden waren und die sich später einer Meuterei angeschlossen hatten. Mit ihrer Meuterei gegen einen tyrannischen Kapitän erklärten sie der ganzen

Welt den Krieg. Oft wurden sie klassische Sozialbanditen, die sich an Kapitänen rächten, die ihre Besatzung misshandelten, und vorbildliche freiließen, ja sogar belohnten. Die Besatzungen waren oft bunt zusammengewürfelt. Die Mannschaft des englischen Piraten *Black Sam Bellamy* von 1717 war ein gemischter Haufen aus aller Herren Länder, darunter Briten, Franzosen, Holländer, Spanier, Schweden, Indianer, Afroamerikaner und zwei Dutzend Afrikaner; die man von einem Sklavenschiff befreit hatte. Mit anderen Worten: eine bunte Ansammlung von Menschen, bei denen sich aller Wahrscheinlichkeit nach eine gewisse praktische Erfahrung mit direktdemokratischen Institutionen fand, vom schwedischen Thing über die afrikanische Dorfversammlung bis hin zum Friedensrat der amerikanischen Indianer. Und plötzlich sahen sich diese Menschen mangels einer regierenden Autorität gezwungen, für irgendeine Art von Selbstverwaltung zu sorgen. Insofern waren die Piratenschiffe der perfekte interkulturelle Versuchsraum. Womöglich hat es damals im ganzen atlantischen Raum keinen besseren Nährboden für die Entwicklung neuer demokratischer Institutionen geben können.

Ich will nicht behaupten, dass die demokratischen Praktiken, die sich im frühen 18. Jahrhundert auf den Piratenschiffen des Atlantik entwickelt haben, einen direkten oder auch nur indirekten Einfluss auf die Evolution demokratischer Einrichtungen sechzig, siebzig Jahre später gehabt haben. Es lässt sich aber auch nicht ausschließen. Allenthalben kursierten damals effekthascherische Berichte über Piraten. Die Wahrscheinlichkeit, dass Männer wie *Madison* oder *Jefferson* (...) solche Berichte zumindest in ihren Kindertagen gelesen hatten, ist groß, aber falls sie dadurch auf die eine oder andere Idee gekommen wären, hätten sie gewiss eher den Teufel getan, als das öffentlich einzugestehen. Und man kann sich eigentlich nicht vorstellen, dass es sich mit Menschen, die für sie *die amerikanischen Wilden* waren, viel anders verhielt.

Wie auch immer: Die frühen amerikanischen Siedlergemeinschaften an der Grenze zur Wildnis dürften den Verhältnissen auf den Piratenschiffen weit näher gewesen sein, als man uns glauben machen möchte. Auch sie waren Räume interkultureller Improvisation, die in einem hohen Maße der staatlichen Einflussphäre entzogen waren. Erst jüngst begannen Historiker zu dokumentieren, wie komplex das Zusammenspiel der Siedler- und Indianergemeinschaften anfangs tatsächlich war. So übernahmen die Siedler indianische Feldfrüchte, Kleidung, Medizin, Bräuche

sowie Methoden der Kriegsführung und des Handels; nicht selten lebten sie nebeneinander, schlossen Mischehen, während wieder andere in indianischen Gemeinschaften in Gefangenschaft lebten, bevor sie nach Hause zurückkehrten, und dann hatten sie Sprache, Sitten und Gebräuche der Indianer gelernt. Vor allem aber lebten die Führer kolonialer Gemeinschaften und militärischer Einheiten in ständiger Sorge, ihre Untergebenen könnten, so wie sie Tomahawks, Wampums und Kanus übernommen hatten, auch die indianische Haltung hinsichtlich Gleichheit und persönlicher Freiheit absorbieren.

Das Ergebnis war eine kulturelle Transformation fast sämtlicher Aspekte des Siedlerlebens. So waren die Puritaner etwa der Ansicht, körperliche Züchtigung sei unerlässlich bei der Erziehung der Kinder; die Rute sei nötig, um den Kindern die Bedeutung von Autorität beizubringen und ihren, mit dem Makel der Erbsünde behafteten Willen zu brechen, so wie man den Willen von Pferden und anderen Tieren bricht, und auch, um für Disziplin unter den Frauen und dem Gesinde zu sorgen. Die Indianer jedoch waren überwiegend der Auffassung, dass Kinder nie, unter keinen Umständen, geschlagen werden dürften. Soweit sich unter den Kolonisten ein individualistischer, nachsichtiger, freiheitsliebender Geist herauszubilden begann, schoben die puritanischen Gründerväter ihn den Indianern in die Schuhe - oder, wie sie sie damals noch nannten, *den Amerikanern*, da die Siedler sich selbst damals noch nicht als Amerikaner, sondern als Engländer sahen.

Was in den Städten galt, galt umso mehr an den Grenzen zur Wildnis, vor allem in den Gemeinschaften, die oft aus entflohenen Sklaven und Dienstboten bestanden, die, außerhalb jeglicher Kontrolle kolonialer Verwaltung, *zu Indianern wurden*. Es galt auch in den Inselenklaven des *atlantischen Proletariats*, wie die Historiker *Peter Linebaugh* und *Marcus Rediker* sie genannt haben, jenen bunt zusammengewürfelten Gemeinschaften aus freigelassenen Sklaven, Seeleuten, Schiffshuren, Renegaten, Antinomisten und Rebellen, die sich vor dem Aufkommen des modernen Rassismus in den Hafenstädten der nordatlantischen Welt entwickelt hatten und in denen sich ein Gutteil des demokratischen Impulses der amerikanischen und anderer Revolutionen als erstes herausgebildet zu haben scheint.

Würde die Geschichte wahrheitsgetreu geschrieben, es würde sich m.E. zeigen, dass der wahre Ursprung des demokratischen Geistes - und höchstwahrscheinlich vieler demokratischer Institutionen - in diesen Improvisationsräumen liegt, gerade

mal so außerhalb der Kontrolle von Regierungen und organisierten Kirchen.

Ich sollte hinzufügen, dass der Irokesenbund ursprünglich - wir wissen nicht genau, wann - als eine Art vertragliches Übereinkommen zwischen den Völkern der Seneca, Onondaga, Cayuga, Oneida und Mohawk ins Leben gerufen wurde, um in Streitfällen zu schlichten und Frieden zu stiften. Während der Expansionsperiode im 17. Jahrhundert jedoch war der Bund ein außergewöhnliches Amalgam aus Stämmen, die wiederum zu einem Gutteil aus aufgenommenen Kriegsgefangenen anderer Stämme sowie entführten Siedlern und freiwillig Weggelassenen bestanden. Ein Jesuitenmissionar beklagte auf der Höhe der Biberkriege um 1690 sogar die Unmöglichkeit, bei den Seneca in ihrer eigenen Sprache zu predigen, da so viele von ihnen diese selbst nicht flüssig beherrschten. Und noch 1744, bei den Verhandlungen, die zum Vertrag von Lancaster führten, war der indianische Verhandlungsführer *Canassatego*, auf den der Vorschlag mit der Konföderation zurückging, ein Onondaga, aber Swatane, der zweite Mann auf Seiten der Irokesen, ein Kind französischer Eltern aus Quebec. Wir wissen wie gesagt nicht, wann der Bund ursprünglich gegründet wurde, aber wie alle lebendigen Verfassungen änderte er sich ständig und war in Entwicklung begriffen, und es besteht kein Zweifel daran, dass ein Gutteil der sorgfältigen Architektur und der erhabenen Würde seiner Ratsstruktur das Produkt ebendieser Mischung von Kulturen, Tradition und Erfahrung waren.



© J.S. Altman

David Graeber, Jahrgang 1961, ist amerikanischer Anarchist und Kulturanthropologe und Mitglied der Gewerkschaft Industrial Workers of the World. Er gehört zu den Initiatoren der Occupy-Bewegung. Bis zu seiner umstrittenen Entlassung im Juni 2007 war er Professor für Kulturanthropologie an der Yale University. Seither lehrt er am Goldsmiths College der University of London. Er ist Autor zahlreicher Bücher, darunter: *Frei von Herrschaft* sowie *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*. [Campus-Verlag](http://www.campus-verlag.de)

VEREINSMITTEILUNGEN & SEEPOST



DIE "CHRISTLICHE SEEFAHRT" Redensart oder Wirklichkeit?

Vortrag von Anke Peleikis anlässlich der Semestereröffnung am 21. März 1984 an der Staatlichen Seefahrtsschule Cuxhaven.

Da ich von Haus aus auch Historikerin bin, hat es mich gereizt, einmal in der Geschichte der Seefahrt zu stöbern und dabei der Frage nachzugehen, warum das Wort *Seefahrt* so oft mit dem Beiwort *christlich* versehen wird.

In einer Dienstanweisung für Schiffsprediger aus dem Jahre 1715 heißt es:

1. Soll alle Morgen umb 7^{1/2} Uhr und des Abends umb 5^{1/2} Uhr der Anfang zum Gebeth gemacht werden, damit nachgehends bey vollen Glasen das Volk zum schaffen (essen) kommen könne, ausgenommen am Donnerstage, da nach verrichteter Bethstunde ein Catechismus-Examen anzustellen, welches biß gegen 9 Uhr anhält.

Seit 10 Jahren suche ich im Stundenplan der Seefahrtsschule nach einer derartigen Katechismusstunde - vergeblich. Sollte es etwa mit der christlichen Seefahrt am Ende sein? Oder hat es sie nie gegeben? War dieser Begriff nur eine leere Redensart ohne irgendeinen Sinn?

Ich bin diesen Fragen nachgegangen - kein leichtes Unterfangen, denn es lässt sich kaum Literatur zu diesem Thema finden. Über das, was ich gefunden, und über das andere, was ich mir zusammenge reimt habe, möchte ich hier berichten.

Der Ursprung des Begriffs *christliche Seefahrt* ist nirgendwo belegt. Er ist einfach da - irgendwann einmal. Dabei verbindet man doch vor allem als Kind mit dem Wort *Seefahrt* das Abenteuer, Entdeckungen, Fahrt über die Weltmeere; Namen wie die eines *Christoph Kolumbus*, *Vasco da Gama* und auch die der Seeräuber, der Vitalienbrüder, *Klaus Störtebeker* und *Gödecke Michels*. Der Zusatz *christlich* lässt sich mit alledem kaum in Verbindung bringen.

Und dennoch scheint mir gerade in der Verbindung mit Piraterie ein möglicher Ursprung für den Begriff *christliche Seefahrt* zu liegen. Noch bis ins vorige, also 19. Jahrhundert hinein, kämpften Franzo-

sen im Mittelmeer gegen nordafrikanische Piraten, die, aus Tunis und Algier kommend, bis in die Nordsee die Meere unsicher machten und z.B. die Hamburger Schiffe zwingen, im Konvoi zu fahren, im Schutze eines Kriegsschiffs. Dies reichte allerdings oft nicht aus. Deutschland hatte keine Kriegsflotte, und Hamburg allein konnte keine stellen. So waren die deutschen Schiffe letztlich schutzlos und oft genug Opfer von Überfällen.

Schlimm für die betroffenen Seeleute war dann vor allem, dass sie zugleich Opfer eines Kampfes zwischen Christentum und Islam wurden. Ein bekannter Seefahrtshistoriker, der beim Untergang der *PAMIR* den Tod fand, schreibt darüber in seinen Gedanken und Erinnerungen:

Viele Tausende Seeleute wurden auf See von Bord des heimischen Schiffes geholt und vom Feind zur Arbeit auf den Ruderbänken gepresst. Natürlich wehrten sie sich ihrer Haut, die Seeleute der Kaufahrtei. Sie waren geübt im Gebrauch ihrer Feuerrohre und Schwerter, und sowie ein verdächtiges Schiff gesichtet wurde, und welches Segel wäre damals beim In-sichtkommen nicht verdächtig gewesen, verloren sie keine Zeit, sondern machten ihre Seelen und ihre Waffen bereit, wie es in Berichten jener Jahrhunderte lakonisch heißt.

Oft genug zogen die Kauffahrer in solchem Kampf den kürzeren. Wer überlebte, wurde in die Sklaverei verschleppt. In dieser Situation griffen die Seeleute zur Selbsthilfe. Sie gründeten die sogenannten Sklavenkassen, führten jeder einen gewissen Prozentsatz ihres Verdienstes einem gemeinsamen Fonds zu, der zur Auslösung gefangener Kameraden verwendet wurde. So war es seit dem Jahr 1629 üblich, dass jedem Lübecker Kapitän und Steuermann von jeder Mark seiner Heuer ein Schilling zugunsten der Sklavenkasse abgezogen wurde, jedem Matrosen aber sechs Pfennige. Rat und Kaufmannschaft wollten sich dann nicht beschämen lassen, deshalb führten sie eine geringe Abgabe auf alle Ausfuhrwaren ein, etwa ein Sechszehntel des dafür üblichen Zolls, die ebenfalls der Sklavenkasse zufiel. In anderen Häfen verfuhr man in ähnlicher Weise, und so wurde manchem Seemann die Heimkehr in die Freiheit erkaufte, der sonst den Rest seines Lebens als Sklave vertrauert hätte.

Reste dieser Kassen bestanden bis in die Neuzeit, z.B. die *Qasse der Stücke von Achten*, einer Sklavenkasse, für die in allen Hamburger Kirchen und Gottesdiensten gesammelt wurde und die dazu bestimmt war, die von Seeräubern und Piraten gefangenen Hamburger Seeleute zurückzukaufen. Diese Sklavenkasse ist

heute eine Witwen- und Waisenkasse.

Es ist zu vermuten, dass in dieser Zeit der türkischen Seeräuber, die ihre christlichen Sklaven gegen Entgelt freiließen, die Europäer sich ihrer *christlichen* Seefahrt gegenüber der türkischen, islamischen, eben andersgläubigen Seefahrt bewusst wurden. Erst die Einigung und Schaffung des deutschen Reiches 1871 hat der deutschen Handelsflotte auf den Weltmeeren Geltung und ihren Seeleuten Schutz gebracht. *Christliche* Seefahrt also ein Gegengewicht, Gegensatz zur islamischen Piraterie - damit ließe sich unser Begriff historisch erläutern. Das allein aber kann nicht genügen. Ereignisse der Vergangenheit bleiben Episoden, werden vergessen. Sie reichen auf keinen Fall aus, um einen Begriff am Leben zu erhalten.

Christliche Seefahrt - wenn es sie wirklich gegeben hat und wenn sie auch heute noch mehr ist als nur eine Redensart - für sie muss es noch andere Wurzeln und Begründungen geben.

Wer einmal von See her die Türme einer Hansestadt am Horizont hat auftauchen sehen, etwa die von Stralsund oder Rostock, oder wer sich mit ihren herrlichen gotischen Backsteinkirchen beschäftigt, erfährt, dass diese in allen Hansestädten von Lübeck bis nach Reval, Riga, Wisby die gleichen Namen tragen, nämlich die der Apostel Petrus, Andreas und Jakobus und natürlich die des Nikolaus und der Gertrud, die allesamt seit alters die Schutzheiligen, Nothelfer und Fürbitter der Seeleute waren. Die *Schipper* und *Schippsmannen*, die *Kopplüde* und *Schippersherren* der Hanse brachten nicht nur Handel und Gewerbe in den zum Teil noch heidnischen Ostraum, sondern auch ihre christliche Kultur und Zivilisation, ihre christlichen sozialen Grundbegriffe von Ordnung, Recht und Brüderlichkeit.

Doch eben nicht nur Kirchen wurden von deutschen Kaufleuten, die über See kamen, erbaut und gefördert, sondern, wie gesagt, auch Grundbegriffe von Recht und Ordnung wurden in einen Raum gebracht, der sich zuvor in einem Zustand völliger Rechtsunsicherheit befunden hatte. Am Beispiel des Strandrechts der Frühzeit will ich das kurz deutlich machen: Es verdient eher den Namen Strandraub, denn es sprach das gestrandete Gut und womöglich auch die Schiffsbesatzung dem jeweiligen Herrn der Küste zu. Einen Schutz zur Sicherung des Eigentums gab es nicht. Wie sich christliches Gedankengut allmählich durchsetzte, beweist ein Erlass des Schwiegersohns Heinrichs des Löwen, der das bisher geübte Strandrecht aufhob und für seine Küsten 1220 auf *die abscheulichen und verabscheuungswürdigen, von seinen Vorvätern aus dem Hei-*

dentum her festgehaltenen Bräuche verzichtet. Allerdings: ganz wollte man seine Rechte am *Ertrag des Meeres* nicht aufgeben. Der Satz *Herr, segne unsern Strand* ist noch Ende des 19. Jahrhunderts im sonntäglichen Fürbittgebet in den Kirchen beider Konfessionen zu hören gewesen.

Die Hanse ist für die Seefahrt aber auch aus einem anderen Grunde Vorbild und richtungsweisend gewesen. Das Wort bedeutet ja *Bruderschaft, geschlossene Gesellschaft*. Kaufmann, Reeder, Besatzung und deren Angehörige an Land waren damals sogenannte Notgemeinschaften. Solange ein Schiff auf der Fahrt war, war es eben mit Gut und Ladung, Leib und Seele der Schiffsmannschaft *„auf Gefahr“*, d.h. auf der gemeinsamen Fahrt in Gefahr. Man zog daraus den Schluss, dass einer für den anderen einstehen müsse. So heißt es schon im alten Hamburger Stadt- und Schiffsrecht: *Würde jemand krank auf dem Schiffe, der Schiffer ist schuldig, denselben aus dem Schiff bringen zu lassen, in eine Herberge zu legen, und ihm Licht zu leihen, da er des Nachts bey sehen mag, auch ihm durch einen Schutzmann oder einen andern lassen warten, auch mit Speise und Trank zu versehen, wie er's im Schiff hat.*

Neben dieser Regelung der Wohlfahrt durch das Gesetz traten schon im Mittelalter die Organisationen der Schiffer auf, die damals zugleich Reeder und Kaufleute waren. Im Jahre 1376 finden wir die Gesellschaften der Flandernfahrer, der Englandfahrer, der Schonen- und Bergenfahrer. Diese Gesellschaften bildeten Bruderschaften, die kirchlichen Charakter trugen und deren Sinn und Zweck vor allem geistliche Versorgung und Fürbitte waren. Am kürzesten zusammengefasst ist diese Absicht in der Gründungsurkunde der Lübecker Schiffergesellschaft von 1401. Da heißt es:

...dass sie gestiftet sei zu Hilfe und Trost der Lebendigen und Toten und aller derjenigen, die ihr rechtmäßiges Auskommen suchen mit der Fahrt zu Wasser; Schiffer, Kaufleute und Schiffsmannen, Pilger und welche Leute das auch immer sind, von denen leider viele durch das Wasser in Not oder zu Tode kommen, über Bord geworfen werden oder auf andere Weise vergehen und sterben, ohne Beichte und ohne Reue, die von Angst geplagt um ihrer Sünde willen keine Ruhe finden können; die auch keinen haben, der für sie bittet ... für sie ist diese Bruderschaft gestiftet und sie ist eine ewige Messe für diejenigen, die aus dieser Bruderschaft sterben, zu Wasser oder zu Land, damit der gute St. Nikolaus beim allmächtigen Gott für ihr Seelenheil bittet.

Das Element, dem man ausgeliefert war,

ließ die Seeleute immer wieder an den plötzlichen Tod denken, auf den man sich nicht vorbereiten konnte. Ein Fahrsmann unserer Tage, der die Seeleute des 20. Jahrhunderts vor Augen hat, stellt in seinen Erinnerungen fest:

Was sie im 20. Jahrhundert zu tun pflegen, wenn es einmal besonders wild hergeht auf See und so aussieht, als sollte keiner mehr Gelegenheit finden, seine noch ausstehenden Rechnungen zu begleichen, das weiß ich von mehr als einer Gelegenheit aus eigener Erfahrung. Da taten sie nämlich genau so, als habe Münchhausen die großherzige, von weiser Seelenkenntnis zeugende These: ein guter Fluch ist ein halbes Gebet! - eigens zum Gebrauch für Seeleute drucken lassen. Ich empfand dann immer eine ganz leise Beschämung gegenüber den Maklern früherer Zeiten. Die waren fromm, hatte ich gehört. Die benahmen sich bei Sturm ganz anders, gelobten Wallfahrten und dergleichen und waren also ganz offenbar bessere Menschen als wir. Dann aber fand besagter Fahrsmann in alten Berichten einen seltsamen Brauch erwähnt: wenn ein Schiff aus schwerer See glücklich wieder den Heimathafen erreicht hatte, war die Wallfahrt fällig. Dummerweise kam dann immer etwas dazwischen. Alle, vom Kapitän bis zum Matrosen waren an Bord oder an Land schwer beschäftigt. Jedoch: versprochen war versprochen. Man fand einen Ausweg: Wenn keiner abkommen konnte, musste man eben eine Abordnung schicken. Nur, wer sollte dazugehören? So wurde schließlich und endlich ein Mann aus der Mannschaft bestimmt, die Sache zu übernehmen.

Die Kosten für diese Wallfahrt, so las der Entdecker der alten Urkunde mit Staunen, wurde nach altem Brauch als gemeinschaftliche Havarie verrechnet, d.h. auf Schiff und Ladung umgelegt. Kein Wunder, dass dem Fahrsmann unserer Tage ob solcher Bräuche die Ehrfurcht vor den frommen Seeleuten früherer Zeiten dahinschwindet. Das Almosengeben jener Tage, in Stiftungsurkunden von Bruderschaften verzeichnet, war auch nicht gerade eine selbstlose Geste. Man hatte dabei weniger den Empfänger der milden Gabe im Auge als vielmehr den Geber, der um seines eigenen Seelenheils willen ein gutes Werk tun wollte.

Dennoch, diese Bruderschaften forderten einiges von ihren Mitgliedern. Jeder Schiffer der Hamburgischen Schiffergesellschaft von 1492 hatte den Frachtertrag einer Tonne für die Schifferbruderschaft mitzufahren und abzuliefern. Am Tage der Heiligen drei Könige wurde dann eine Hochmesse und nachher eine Versamm-

lung zur Rechenschaft und darauf ein Festgelage, die sog. *Höge* gehalten (plattdeutsch: sich högen. Dat kann mi noch högen = das freut mich jetzt noch). Die Gesellschaft hatte ihre eigene Kapelle in der Hauptkirche St. Petri und einen festen Vertrag mit den Brüdern des Franziskaner-Klosters, die die Messen zu lesen hatten; auch einen eigenen Friedhof, wo die Brüder zusammen beigesetzt wurden.

Natürlich waren diese Bruderschaften nicht mit denen frommer Mönche zu vergleichen. Man kann in den Niederschriften aus jener Zeit nachlesen, dass *Kive* (Streit) *un Hader* öfter vorkamen. Den sogenannten *Oberalten* war vorgeschrieben, in Güte zu strafen. Dabei handelte es sich meist um Ordnungsstrafen, die mit einem bestimmten Maß Bier oder Wein gebüßt, d.h. bei der *Höge* vertrunken wurden. Zwei Schaffer hatten zu bedienen und für Ordnung zu sorgen. Man tafelte von silbernem Zunftgeschirr. In einigen unserer Hafenstädte hat sich die Gewohnheit solcher Schaffermahlzeiten erhalten, und so ist lebendig geblieben, was durch Jahrhunderte hindurch der Seeleute Recht und Brauch war.

Erst um die Reformationszeit, im Jahre 1507, wird in Hamburg von der Gesellschaft der Islandfahrer eine Bruderschaft gestiftet, die sich ganz deutlich in den Dienst am Nächsten stellt.

Zugleich lässt sich im Schifferstand eine gewisse soziale Umschichtung wahrnehmen. Waren früher die Schiffer zugleich Kaufleute gewesen, so tritt nun allmählich eine Scheidung zwischen Kaufmann und Schiffer ein. Aber beide, ebenso wie Knecht und Bootsmann, waren Mitglieder der Bruderschaften und leisteten Beiträge von der Fahrt, etwa in Fischen, Schwefel, der damals in Island gefunden wurde, teilweise auch Geld. Das gängigste Zahlungsmittel aber waren getrocknete Stockfische. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein findet man für jeden Mann der Islandfahrer dieses merkwürdige Entgelt gebucht. Selbst heute kann man sich noch den Stein zeigen lassen, an dem die Elbfischer anlegten, um ihren Beitrag, allerdings in frischen Fischen, zum Seefahrer-Armenhaus, der letzten Zuflucht mancher ihrer alten Kameraden, zu leisten.

Das Auftreten *Martin Luthers* und die Verbreitung seiner Gedanken hatten zur Folge, dass den Bruderschaften auf einmal der eigentliche Grund ihrer Existenz entzogen wurde. Die katholische Lehre vom Fegefeuer, von der Messe für Verstorbene, vom Ablass - das alles wurde durch *Luthers* Lehre erschüttert, und die Form der Bruderschaften wurde aus evangelischer Sicht als etwas Überflüssiges, ja sogar Schädliches angesehen. Man setzte

ihnen jetzt andere Ziele, indem man ihnen aufgab, sich der Not des Nächsten zuzuwenden. Das lässt sich deutlich in den Akten und Büchern der Bruderschaften der Seefahrerverfolgen. In Hamburg, Bremen und Lübeck entstanden neue Seemannshäuser. Die Hamburger Schiffergesellschaft wurde auf neuer Grundlage umgeformt. In der neuen Stiftungsurkunde heißt es jetzt: Es sollen Mittel und Wege geschaffen werden, um *den seefahrenden Armen und Kranken ein neues Hospital und Gasthaus zu errichten, damit sie Zeit ihres Lebens nach Bedarf versorgt sind*. 1556 wurde das sogenannte *Trosthäus* gebaut, gedacht als Kranken- und Waisenhaus. Die Stiftung wurde dem Hamburger Rat unterstellt. Jeder einzelne Schiffsmann wurde herangezogen, alle Namen wurden verzeichnet, ganz gleich, ob man etwas eingezahlt hatte oder nicht. Jedoch war man weit davon entfernt, mit dieser Einrichtung sollte *to Dogend un Göttlichkeit dienen, nicht tor Sünden, Motwillen edder Bosheit*. Auf dieser Grundlage bestand das Seefahrer-Armenhaus bis zur Zerstörung im zweiten Weltkrieg.

Wenn man nun meint, der Seemannsstand sei fortan besonders vorbildlich in allen Bereichen der Nächstenliebe tätig gewesen, die Seefahrt habe also von daher den Beinamen *christlich* übertragen bekommen, so dürfte auch diese Vermutung nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Die Lebensbedingungen des Seemanns hatten sich ja nicht entscheidend verändert. Er war immer noch der elementaren Gewalt des Meeres und der Stürme ausgeliefert, wenn er auch unterdessen einen Teil seiner Ersparnisse für Familie und Altersversorgung an Land opferte. Dort standen zwar für ihn die *Trosthäuser* der Schiffergesellschaften - aber was war auf See?

Wie überall im *christlichen Abendland* üblich, wurden auch auf den Schiffen regelmäßig Gottesdienste abgehalten. Die Leitung der gottesdienstlichen Handlungen an Bord lag für gewöhnlich beim Kapitän. Kriegsschiffe der Barockzeit jedoch hatten Pfarrer anzumustern, die sich um das Seelenheil der Besatzung zu kümmern hatten. Dieser Brauch herrschte auch auf den Konvoischiffen, mit denen die Stadt Hamburg ihre Segler vor Piraten und Seeräubern zu schützen pflegte. *Trostsprecher* nannte man sie, oder auch *Domine* nach holländischem Brauch. Tätig waren hier häufig Kandidaten der Theologie, die sich so als *Werkstudenten* einige Reichthaler verdienten. Besonders hoch geschätzt wurden ihre Dienste offenbar nicht. Sie erhielten nur 10 Thaler Monatsheuer, während die für den Gesundheitsdienst wichtigen *Oberbarbiers* für 45 Thaler anmusterten.

Später wurde dann doch der Wunsch nach ordinierten Geistlichen laut: *weil es für denen Leuten in Spanien wohnend, so der evangelischen Religion zugethan, eine sonderliche Freude sein würde, dass sie noch an Bord unserer Convoy-Schiffe durch Hörung des Wortes Gottes und Geniessung des hochwürdigen Abendmahls ihre Seele laben könnten*. Der Dienst der Bordgeistlichen war anfangs durch eine nicht erhalten gebliebene Vorschrift geregelt. Man vermutet, dass bei Anmusterung eines neuen *Domine* der Vorgänger dem Neuling seine Erfahrungen mit der Bordgemeinde mit auf den Weg gegeben hat, vielleicht mit der abschließenden Bemerkung: *Master nächst Gott ist der Kapitän, nicht Ihr; lieber Amtsbruder. Stellt Euch gut mit ihm, dann ist Euer Wirken segensreich*.

Am 10. November 1728 wurde vom *Convoycollegium* die Dienstvorschrift für die Bordgeistlichen neu gefasst. Darin werden der eingangs schon erwähnte Gebetsdienst und die Katechismusstunde geregelt. Sodann heißt es:

1. *Am Sonntage aber soll zum erstenmahl umb 9^{1/2} Uhr zum Gottesdienst geläutet und praecise umb 10 Uhr der Anfang damit gemacht werden, es wäre dan das einige fremde Conitenten es in etwas tardirten, damit das Volk umb 12 Uhr schaffen könne.*

2. *Wan das Schiff im Hafen lieget und das Volk frisch Wasser hohlet, auch andere Arbeit zur Rückreise verfertigen muß, alß soll der Gottesdienst nur am Sonntage und Donnerstage obsolvieret werden.*

3. *Alle 4 Wochen soll nur öffentliche Communion auf dem Convoie Schiffe in der See gehalten werden, welche einige Tage vorher zu notificieren, und hat der Capitain, umb zu confitiren, des Sonnabends sein Zimmer einzuräumen.*

Der Donnerstag wird in dieser Ordnung besonders herausgestellt. Damit taucht etwas auf, was sich als Tradition auf Schiffen vieler deutscher Reedereien bis heute gehalten hat: der Donnerstag als ein besonderer Tag im Schiffsalltag. Noch heute herrscht auf vielen Schiffen der Brauch: am Donnerstag wird Sonntagsverpflegung ausgegeben. Der Bremer Dr. *Arnold Rehm*, der in einer kleinen Abhandlung der Frage nachgegangen ist, warum ausgerechnet der Donnerstag zum Schiffs-sonntag geworden ist, fand in der eben zitierten Dienstvorschrift den Donnerstag als religiösen kleinen Feiertag behördlich verbrieft und versiegelt. Er schildert auf amüsante Weise, was er auf der Suche nach der Begründung für dieses Phänomen auf Schiffen von heute und gestern alles entdeckte: Er hat z.B. festgestellt, dass es an Bord aller Einheiten der **HANSA**

an Donnerstagen für die Mannschaft regelmäßig Schweinebraten mit Rotkohl gibt. Da *Rehm* seinen Artikel vermutlich in den 50er Jahren geschrieben hat, wäre es an Ihnen, meine Herren Seefahrtschüler, einmal festzustellen, ob sich dieser Brauch bis heute gehalten hat. Ganz allgemein, so bemerkt *Rehm*, gibt es auf vielen Schiffen deutscher Reedereien donnerstags für die Mannschaft einen sog. *vollen Schlag*. Selbst auf Fahrgastschiffen des Norddeutschen Lloyd, auf denen die Verpflegung ohnehin schon recht üppig ausfällt, hat *Rehm* an Donnerstagen besondere Delikatessen entdeckt. Nur auf Hochsee-Yachten ist diese Donnerstags-Tradition unbekannt.

Als *Rehm* zu diesem Phänomen das Bedienungspersonal von Passagierschiffen, Inspektoren von Reedereien und auch Seemannspastoren und Schiffsgeistliche befragte, erhielt er die unterschiedlichsten Antworten, die ihn alle nicht befriedigten. Meist hieß es: *Immer so gewesen oder: Auf Order vom Kontor*. Die Poviantabteilung des Norddeutschen Lloyd meinte, der Brauch wurzele wohl in alten behördlichen Anordnungen, den sog. *Speiserollen*, in denen aus sozialen Erwägungen festgelegt sei, zweimal in der Woche einen *vollen Schlag* zu geben. Diese letzte Begründung hielt auch der Forscher *Rehm* für plausibel, bis er zufällig auf die vorhin zitierte Dienstvorschrift stieß. Da stand die wahre Begründung schwarz auf weiß: An Sonntagen und Donnerstagen fanden die täglichen religiösen Handlungen an Bord in besonders feierlicher Form statt, und dieser kirchlichen Weihe trug auch die Kombüse Rechnung.

Hier haben wir also einen Rest alter christlicher Seemannstradition bis in unsere Tage erhalten. Ungeklärt bleibt aber die Frage nach dem Grund dieses kirchlichen Sonderrechts der Seeleute. Man könnte natürlich meinen, dass diese Bevorzugung mit der erhöhten Lebensgefahr zusammenhängt, in der sich der Seemann im Vergleich zu anderen Werk tätigen auf dem sicheren Land befindet.

Aus einem Brief eines holländischen Gelehrten der Barockzeit weiß man, dass auch andernorts der Donnerstag durch einen besonderen Gottesdienst ausgezeichnet wurde, z.B. an der afrikanischen Westküste, wo die Holländer Stützpunkte für ihren Sklavenhandel unterhielten. Dort wurde Kirche am Sonntag und Donnerstags gehalten. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde, wie schon erwähnt, an Donnerstagen eine besondere Gebetsstunde auf den Hamburger Konvoischiffen durchgeführt. Die Begründung für diese Sonderstellung des Donnerstags findet man, wenn man im *Handwörterbuch des*

deutschen Aberglaubens nachschlägt. Dort ist zu lesen, dass sich die Missionare bei der Christianisierung der germanischen Völker hauptsächlich mit der Verehrung des (donnernden) Gottes Thor/Donar geistig auseinander zusetzen hatten. Es heißt da: *Gegen die heidnische Festfeier dieses Tages kämpfte die Kirche mit wenig Erfolg. Sie hob den Donnerstag hie und da selbst durch einen eigenen Gottesdienst hervor und erhöhte sein Ansehen durch die Feier der Einsetzung des Abendmahls (Gründonnerstag) und der Himmelfahrt Christi. ... Die Heilighaltung des Donnerstags, der bis zum 17. Jahrhundert mehr oder weniger als Festtag galt, und den die Esten sogar über den Sonntag stellten, zeigen noch Volksglauben und Volksbrauch der Gegenwart.* Und man kann hinzufügen: mit den Esten stellten auch die deutschen Seeleute den Donnerstag besonders heraus.

Dieser Schiffssonntag ist wohl das erstaunlichste Beispiel für die Wirksamkeit seemännischer Tradition, die ja im Wesentlichen dem Sicherheitsbestreben gegen die mannigfaltigen Gefahren der See entspringt. Man ersetzt nur ungern etwas, was sich im Kampf mit den Elementen bewährt hat, durch etwas Neues. Möglicherweise wurzelt auch die Heiligung des Donnerstags in dieser Lebensangst.

Hat in unserer technisierten Welt eine christliche Seefahrt überhaupt noch Platz, oder weckt ein solcher Begriff nicht nur wehmütige Erinnerungen an vergangene Seefahrergenerationen, an Abenteuer und noch zu erforschende ferne Länder und Meere?

Wenn man den einen oder anderen Gedanken meiner Betrachtung noch in Erinnerung behalten hat, dann könnte man z.B. feststellen, dass sich Bräuche christlichen Ursprungs an Bord so mancher Schiffe lange gehalten haben und zum Teil bis heute gepflegt werden. Ein Rest solch alten Brauchtums hat sich lange auf Heringsloggern erhalten, wo der Moses noch jeden Abend den Segen Gottes mit gezogener Mütze am Bug zu erbitten hatte. Die formelhafte Eintragung im Schifftagebuch: *Passierten Weser-Feuerschiff. Beginn der Seereise.* - wurde noch im 18. Jahrhundert vervollständigt mit: *Sprachen unser Abendgebet.*

Übrigens: Auch der Beruf des Schiffspredigers hat sich erhalten. Auf vielen Kreuzfahrtschiffen unserer Tage sind ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher zur Betreuung der Passagiere mit an Bord. Ihre Dienstanweisung ist mit jener auf den alten Konvoischiffen nicht zu vergleichen, aber auch sie fungieren noch als *Trostsprecher*, und das Management sieht in ihnen Garanten für ein gutes Betriebsklima

an Bord. Dass auch die Auswandererschiffe nach dem zweiten Weltkrieg einen Geistlichen an Bord hatten, ist manchem gewiss nicht mehr bekannt.

Die große Bedeutung der Seemannsmission soll hier nur angedeutet werden. England betrieb diese bereits seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts mit Erfolg. Hamburg bekam den eigentlichen Anstoß dazu erst um 1880, als man erkannte, dass das Schiffsvolk längst keine Gemeinde mehr war, sondern heimat- und kirchenfremd. Das Seemannsheim in den Hafenzentren wurde Mittelpunkt einer Arbeit, die bis heute viel Anerkennung findet und die vor allem die soziale Fürsorge des Seemanns und seiner Familie im Auge hat. Von hier lässt sich der Bogen zurück zu den Bruderschaften der Seefahrer leicht schlagen, die die ersten Seemannshäuser bauten.

Trotz aller technischen Sicherungen an Bord der modernen Schiffe ist die elementare Gewalt des Meeres geblieben. Mit dieser Tatsache muss jeder Seemann leben, auch noch heute. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass Seeleute religiösen Fragen gegenüber sehr aufgeschlossen sind. Viele Seeleute haben übrigens ihren Dank für Errettung aus großer Gefahr sichtbar gemacht. Jeder Besucher der griechischen Insel Mykonos wird in ein nicht geringes Erstaunen versetzt, wenn er erfährt, dass fast alle der vielen kleinen weißen Kirchen der Insel, 365 an der Zahl, sogenannte Votivkirchen sind, die Seeleute stifteten, wenn sie die Stürme und Klippen der Ägäis überlebt hatten.

Christliche Seefahrt ist meines Erachtens mehr als nur eine Redensart. Hinter dieser Chiffre verbirgt sich die Geschichte der abendländischen Seeschiffahrt. Was von Ihrer Wirklichkeit bleibt, hängt von den Menschen ab, die mit der Schiffahrt zu tun haben. Deutsche und europäische Seeleute sind an Bord schon lange nicht mehr unter sich. Sie leben mit Menschen anderer Kulturen, anderen Glaubens zusammen. Vielleicht wird ihnen gerade in dieser bunt zusammengewürfelten Mannschaft an Bord die Tradition der Seefahrt ihres Heimatlandes wieder bewusst, und das ist nun einmal eine christlich geprägte Tradition.



Anke Peleikis

ABENTEUER IN DER KOMBÜSE

Ein leckeres Rezept für jeden Anlass auf dem Seeschiff, der [Whisky-Kuchen](#).



Dieser Whisky-Kuchen ist luftig und saftig. Da er ohne Mehl gebacken wird, ist er außerdem auch glutenfrei. Gegen das Austrocknen im Glas gebacken kann er verschraubt in alle Klimazonen mitreisen.

Zutaten:

- 130 g Butter
- 120 g Zucker, weiß
- 120 g Zucker, braun
- 225 g Schokoladensplitter, zartbitter
- 4 Eier, groß
- 1/4 TL Salz
- 1/2 TL Backpulver
- 1/4 TL Natron
- 120 ml Whisky
- 2 Tassen Früchte, getrocknete

Zubereitung:

Prüfe zunächst eine Tasse voll des Whiskys auf seinen Geschmack. Nimm eine große Pütz, wische sie aus und gib die ausgewickelte Butter hinein. Schließe den Mixer an, schalte ihn ein und schlag die Butter flaumig weich. Überzeuge Dich nochmal ob der Whisky auch wirklich bester Qualität ist. Fülle dazu eine Tasse randvoll und trinke sie aus. Wiederhole das mehrmals. Mach 'nen Löffel'le Zucker dabei. Check ob der Whisky noch was taugt. Probiere dazu mehrmals eine Tasse voll. Brich zwei Eier in die Pütz. Hau die schrumpeligen Früchte mit bei. Mixe den Schalter aus. Check den Whisky auf Konsistenzzzzz-zz.. Malte den Schixer an. Wenn das blöde Obst im Trixer stecken bleibt, löse es mit 'nem Traubenschier. Jetzt schmeiß' die Zitrone in'en Hixer und drücke Deine Nüsse aus. Mach noch 'ne Tasse Zucker bei, und egal was auch immer, tu's dazu! Lab den Ofen und dreh' ihn um 360 Grad. Hau den Mixer bis er ausgeht. Schmeiß' die Pütz duch's Bulley raus. Check mol wedder 'n Whiskygeschmack. Hau di in din Koje und pfeiff' auf 'n blöden Kuchen. Schuhe kannsst'e anlassen.

O-Rezept: <http://www.rund-um-whisky.de>
Smutje unbekannt: Text marinisiert.

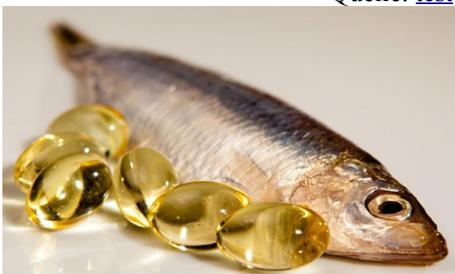


BESSER DEN FISCH WEIL DIE KAPSEL FLOPPT

Findige Köpfe haben entdeckt, dass Seefahrer, die häufig fetten Seefisch essen, seltener an Herz-Kreislauf-Erkrankungen leiden. Schlauköpfe propagierten darauf hin, dass die tägliche Einnahme von Fischöl in Kapselform den Seefahrer vor diesen Erkrankungen schützt. Sogenannte Querköpfe aber fanden nun heraus, dass gerade die Risikopatienten nicht von den Kapseln profitieren. Dieses Ergebnis einer Studie wurde im **New England Journal of Medicine** veröffentlicht:

Von mehr als 12.000 Patienten aus rund 40 Ländern nahm je die Hälfte täglich ein Nahrungsergänzungsmittel mit 1 Gramm Omega-3-Fettsäuren (Fischöl) und ein Scheinmedikament (Placebo), ein. Alle Testpersonen hatten ein erhöhtes Herz-Kreislauf-Risiko und waren Diabetiker oder litten unter einem gestörten Zuckerstoffwechsel. Die Nahrungsergänzung erhielten sie zusätzlich zu ihren medizinischen Therapien. Nach rund sechs Jahren stellten die Wissenschaftler kaum Unterschiede zwischen den Fischöl- und Placebo-Gruppen fest: Herzinfarkt und Schlaganfall waren ähnlich häufig, ebenso Todesfälle aufgrund von Herz-Kreislauf-Komplikationen.

Quelle: [test](#)



WAR'S DER SUFF ODER DOCH SEIN ARZT?

Als *Beethoven* am Abend des 26. März 1827 gestorben war, schnitt seine Schwägerin dem Dahingeschiedenen eine Haarlocke ab und gab sie dem Grazer Komponisten *Anselm Hüttenbrenner*. Etwa 180 Jahre später ergaben Untersuchungen an eben diesen Haaren unter dem Elektronenbeschleuniger, mittels Energiedispersionspektrometrie in einem Rasterelektronenmikroskop die folgenden Ergebnisse: *Keine Opiate nachweisbar. Mittlere Bleikonzentration über 40mal höher als normal*. Bislang war angenommen worden, *Beethoven* sei an der Geschlechtskrankheit Lues oder an übermäßigem Alkoholgenuß gestorben. Die Auswertung seiner Korrespondenz und der überlieferten Konversationshefte ergab in Verbindung mit dem Obduktionsbefund und einer chemischen Haaranalyse, dass der Komponist an einer chronischen Bleivergiftung litt. Diese führte schließlich zur tödlichen Leberzirrhose mit einer *Encephalopathia hepatica*. Als Ursache hierfür sind die von *Beethoven* über Jahrzehnte bevorzugten billigen und süßen Weine, die seinerzeit mit Bleiverbindungen (Bleizucker) künstlich gesüßt und geschönt wurden.

Soweit das [Sächsische Ärzteblatt vom 2. Q 1998](#). Zum Vergleich zum selben Ereignis aus dem [Spiegel vom 29.08.2007](#) zitiert:

Haare sind verräterisch. Diese Erfahrung hat auch der Fußballtrainer *Christoph Daum* gemacht, als er im Jahr 2000 durch eine Haaranalyse des Kokaingenußes überführt wurde. Bei längst Verfloßenen griffen Forscher nun wiederholt zu dieser Methode. Im Oktober 2000 meldete der US-Toxikologe *Bill Walsh*, eine Untersuchung der Haare *Ludwig van Beethoven* habe ergeben, dass der Komponist an einer Bleivergiftung gestorben sei. Nun hat der Gerichtsmediziner *Christian Reiter* von der Universität Wien im Mitteilungsblatt der Wiener Beethoven-Gesellschaft der Blei-Theorie eine Wendung gegeben: Der Musiker sei unmittelbar vor seinem Tod wiederholt extremen Bleibelastungen ausgesetzt gewesen, und daran war wohl sein Arzt *Andreas Wawruch* Schuld. Er behandelte den schwer erkrankten Komponisten vor seinem Tod mit bleihaltiger Seife und beschleunigte auf diese Weise dessen Tod. *Wawruch* behandelte *Beethoven* mit einem Mittel gegen Entzündungen. Dadurch sammelten sich enorme Wassermengen im Bauch des Komponisten an. Da sein Patient kaum noch Luft bekam, entschied sich der Arzt, *Beethovens* Bauchhöhle zu öffnen, um die Flüssigkeit herauszulassen ein fataler Fehler, ein ärztlicher, wie *Reiter* glaubt.

DOVE NON VA IL SOLE, VA IL MEDICO. *

Zur Bekämpfung der sogenannten Krankenhauskeime erwägen Ärzte nun auch UV-Licht breiter einzusetzen. Dass kurzwelliges UV-Licht (UV-C) Keime abtöten kann, ist wahrlich keine neue Erkenntnis, aber dieses alte Wissen erscheint angesichts der mancherorts ausufernden Probleme mit antibiotikaresistenten Keimen wieder wertvoll zu werden.

Wissenschaftler im Team um *Deverick Anderson* von der Duke University in Durham, NC, USA, haben zum Thema Krankenhaushygiene auf der IDWeek 2012, einer Tagung im kalifornischen San Diego, über die Wirkung von kurzweiliger UV-Strahlung auf drei häufig auftretende Krankenhauskeime - dem schwere Durchfälle auslösende Darmbakterium *Clostridium difficile*, den bei immungeschwächten Menschen Lungenentzündungen sowie Wund- und Harnwegsinfektionen hervorrufoende Gattung *Acinetobacter* und den bei Patienten auf Intensivstationen zu schweren Infektionen führenden *Vancomycin resistenten Erreger* (VRE), die *Enterokokken* - berichtet. Die Mediziner nahmen Proben von verschiedenen Oberflächen in 50 Krankenzimmern, Räumen der Intensivstation und anderer Stationen, in denen zuvor Patienten mit mindestens einer der oben genannten Infektionen waren. Von Fernbedienungen, der Toilette und den Griffen am Bett. Dann stellten sie in der Mitte der Zimmer eine UV-C-Lampe auf und ließen das Licht 45 Minuten lang einwirken, bevor sie erneut Proben von den Oberflächen nahmen. Die Zahl lebensfähiger Keime hatte durch die Bestrahlung um rund 98% abgenommen. Bereits eine ältere Studie hatte bei einer ähnlichen Behandlung gezeigt, dass mit UV-Licht auch die gefürchteten *Methicillin resistenten Staphylococcus aureus* Stämme (MRSA) bekämpft werden können.

Wir würden natürlich niemals vorschlagen, die Räume ausschließlich mit UV-Licht zu säubern, betonte *Anderson*. Aber mit der zunehmenden Anzahl von Bakterien, die mit herkömmlichen Antibiotika nicht mehr zurückgedrängt werden können, ist die UV-C Exposition eine zusätzliche wirkungsvolle Methode im Arsenal der Krankenhaushygiene. Der Vorteil der UV-Desinfektion ist, dass weder Personal noch zusätzliche Chemikalien verwendet werden müssen. Zudem ist nicht zu erwarten, dass die Keime auch gegen diese Behandlung resistent werden. Entscheidend ist, dass die Lampen die UV-C-Strahlung abgeben. wbr/dapd

*) Im Sinne dieses italienischen Sprichwortes, das in etwa: *wo die Sonne nicht hinkommt, da muss der Arzt hin*, bedeutet.

SCHÖN SEIN IN DER KRISEPhoto: [nzz](#)

Im Juli 2008 geisterte eine scheinbar nicht weiter beachtete Meldung durchs Internet: *Der US-Wirtschaft geht es momentan nicht besonders gut. Trotz der angespannten Wirtschaftslage geben die Amerikanerinnen weiterhin viel Geld für Kosmetika aus.* Der Seefahrer staunt, denn schon zwei Jahre später, am 3. Mai 2010 wird das Ergebnis einer dadurch ausgelösten Erbsenzählerei mit der folgenden Überschrift publiziert:

ÜBER DEN LIPPENSTIFTEFFEKT

Die Finanzkrise zieht weiterhin ihre Kreise. Doch zumindest einer Branche geht es momentan trotzdem sehr gut: der Kosmetikindustrie. Sie kann laut US-Medienberichten teilweise sogar große Umsatzsteigerungen verzeichnen, was mit dem sogenannten *Lippenstift-Effekt* erklärt wird:

In schlechten Zeiten – so lautet zumindest die Theorie – verzichten viele Frauen auf hochpreisige Luxusartikel und gönnen sich lieber Kosmetika, zum Beispiel einen Lippenstift. Frei nach dem alten Revlon-Werbeslogan: 'On a bad day there is always a lipstick'. Bei *Estée Lauder* reibt man sich schon mal die Hände, die Umsätze in diesem Bereich sind um einen zweistelligen Prozentsatz gestiegen. Bei anderen Kosmetikproduzenten wird die Sache nicht viel anders aussehen. Auch *Douglas* berichtet, dass Lippenstifte derzeit *sehr gut* zu verkaufen sind.

Je häufiger der Lippenstift eingesetzt wird, desto schlimmer scheint das für den DAX zu sein. Bereits vor einigen Jahren wurde das Phänomen schon einmal beobachtet: In den Monaten nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 wies die US-Kosmetikindustrie gesteigerte Umsatzzahlen auf. *Wenn sich Lippenstifte gut verkaufen, wollen die Leute keine Kleider kaufen*, sagte *Estée-Lauder-Präsident Leonard Lauder* damals in einem Interview mit dem *Wall Street Journal*.

Mit rückläufigen Aufträgen und sinkenden Umsätzen muss die Wirtschaft auch rechnen, wenn die Säume der Röcke länger werden. Der Zusammenhang ist erstmals in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgefallen. Fielen die Saumlän-

gen zunächst eher kurz aus, wurden sie mit dem Beginn der Weltwirtschaftskrise deutlich länger. Seit 1926 existiert ein sogenannter *Hemline Index*, der besagt, dass sich die Rocklänge an den Börsenkursen orientiert. Je kürzer die Röcke, desto besser die Wirtschaftslage. Das ist eine Theorie des US-amerikanischen Professors [George W. Taylor](#) (1901-1972).

Dieses Bild sieht der Seefahrer, wenn



die Konjunktur zur Rezession wechselt!

Für Japan gibt es Untersuchungen, die der Konjunkturlage eine korrelierende Saumlänge zuordnet: *Läuft es gut, gibt eine Frau sich gelöster, und das spiegelt sich dann auch in legerer Kleidung wider. Wenn es mit der wirtschaftlichen Lage nicht zum Besten bestellt ist, werden lieber seriösere, dem Ernst der Situation angemessenere Kleidungsstücke getragen.*



Womit sich auch die *Bubikopf-Theorie* erklärt, die da lautet: *Je kürzer die Haare, desto länger die Rezession.* Da sollten wir Seefahrer also einmal drauf achten.

Quelle: [Karl-Heinz Heidtmann](#)

Die Apotheken-Umschau meldete zum Jahresende 2012 noch folgendes dazu:

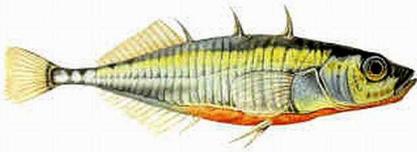
Eine im *Journal of Personality and Social Psychology* veröffentlichte Studie geht dem sogenannten Lippenstift-Effekt nach. Psychologen gaukelten Versuchsteilnehmern im Labor einen wirtschaftlichen Engpass vor. Die Kauflust auf Handys oder Pfannen ließ nach, während sie bei Schönheitsprodukten stark stieg. In Krisenzeiten, so die Erklärung, wollen Frauen ihre Attraktivität erhöhen, um wohlhabende Männer anzuziehen. hb

ZU VIEL CHOLESTERIN EINFACH ABPILGERN

Darauf sind unsere Gelegenheitspilger, die Kameraden Seefahrer, hier bislang nicht gekommen. Doch der Gedanke liegt nahe, predigen die Ärzte uns nicht ständig, man solle sich viel bewegen? Bewegung sei die beste Medizin gegen zu hohe Cholesterinwerte. Pilgern wird von den Krankenkassen zwar nicht bezahlt und von den Ärzten auch nicht verschrieben.

Niederländische Forscher könnten diese Front nun aufweichen. Sie haben gezeigt, dass lange Fußmärsche den Wohlstandsbauch zum Schwinden bringen, das Blut entfetten und den Blutdruck senken. Doch es ist das gemächliche Pilgern, das offenbar deutlich gesünder, als das zügige Voranschreiten ist. Zumindest zeigen die Beobachtungen des niederländischen Gefäßmediziners *Remy Bemelmans* und seiner Kollegen von der Universität in Utrecht, die 29 Männer und Frauen auf 280km nach Santiago de Compostela begleiteten und dabei alle zwei Tage untersuchten. Am Grab des heiligen Jakobs präsentieren sie den Pilgern dann eine erfreuliche Bilanz. Wie sie im *British Medical Journal* berichten, war das Risiko für Herzattacken und Hirnschläge bei dem Pilgertrupp deutlich kleiner geworden. Alle Teilnehmer waren schlanker geworden und hatten niedrigere Blutdruck- und Cholesterinwerte als zuvor.

Doch Kopfzerbrechen bereitete den Forschern die Tatsache, dass die flotter marschierenden Pilger weder schlanker noch einen geringeren Cholesterinspiegel am Ziel vorweisen konnten, als die gemächlicher dahinziehenden, das Gegenteil traf eher zu. Was war geschehen? Eine plausible Antwort fanden sie nicht, zumal sie versäumt hatten, ihren Probanden genauer auf den Teller zu schauen. Denkbar ist, dass der gesundheitliche Nutzen der langsamen mit ihrem späteren Eintreffen an den Raststätten zusammen hing. Möglicherweise konnten sich die gemächlicher marschierenden Pilger nicht immer satt essen, weil ihre forscheren Schwestern und Brüder bereits einen Großteil der Speisekammern geleert hatten. Die Wahrheit lässt sich im Nachhinein freilich nicht mehr feststellen. Da bleibt den Forschern nichts anderes übrig, als sich erneut auf Pilgerschaft zu begeben. Quelle: [FAZ](#)

DER STUCHEL

Drei-Stacheliger-Stichling (ungenießbar)

GUTMENSCH DANK TESTOSTERON

Die Wahrheit zu sagen ist eine nahezu universelle soziale Norm. Darum sind in den meisten Gesellschaften Lügen verfehmt, was sich beispielsweise im achten der zehn Gebote und ähnlichen Vorschriften anderer Weltreligionen widerspiegelt. Nachgewiesene oder auch nur vermutete Verstöße gegen diese Norm, die Wahrheit zu sagen, werden insbesondere bei eigenem Lügen als äußerst unsozial empfunden und führen zu erheblichen Schäden an der Reputation ihres Urhebers, wie Politiker oft ungewollt bestätigen können. Ein wirksames Verbot zu lügen erleichtert die Kommunikation und die Bildung wirtschaftlichen und sozialen Vertrauens. Trotzdem ist Lügen ein weit verbreitetes Phänomen mit erheblichen sozialen und wirtschaftlichen Folgen.

Über die biologischen Hintergründe des Lügens ist wenig bekannt. Trotz großem gesellschaftlichen Interesse an der Verbreitung des Lügens, ist wenig über seine biologische Grundlagen bekannt.

Über *Testosteron* ist bekannt, dass es nicht nur die Entwicklung des Gehirns und der reproduktiven Physiologie beeinflusst, sondern auch im Sozialverhalten eine wichtige Rolle spielt. Eine aktuelle Auslegung zur Rolle des *Testosterons* im sozialen Verhalten ist, dass es das Individuum, abhängig vom Kontext, um eine hohe soziale Stellung einzunehmen zu erhöhter Aggressivität verleitet. Während die meisten Studien also einen möglichen Zusammenhang zwischen *Testosteron* und aggressivem Verhalten untersucht haben, zeigen zwei neuere Studien, dass es in bestimmten Situationen auch zu positivem sozialen Verhalten oder zu deutlich weniger egoistischem Verhalten führen kann.

Untersuchungen legen ferner nahe, dass sich der Stolz als ein Motiv des Status suchenden Verhaltens entwickelt hat. Stolz wirkt indirekt auf den Status hinarbeitend, weil es eine nach innen gerichtete Emotion ist, die einen hohen Status oder Ego signalisiert. So wurde spekuliert, dass *Testosteron* auch bei der Motivation zu heroischer Nächstenliebe beiträgt. Wichtig ist, dass *Testosteron* auf das Verhalten über den Stolz auch dann funktioniert, wenn das Verhalten nicht direkt von anderen betroffenen beobachtet werden kann. Genau letzteres ist der Fall, wenn die Pro-

banden beim Lügen nicht erwischt werden können.

[Forscher der Universität Bonn](#) untersuchten daher mögliche hormonelle Einflüsse beim selbstgefälligen Lügen, die sich auf das Steroidhormon *Testosteron* zurückführen lassen. In einer zweitägigen doppelblinden, Placebo kontrollierten Studie mit 91 gesunden Männern im Alter von $24,32 \pm 2,73$ Jahren erhielten 46 eine Dosis von 50mg *Testosteron* und 45 ein Placebo unter die Haut gespritzt. Um das Verhalten beim Lügen zu untersuchen wurden ihnen materielle Anreize gegeben. Die Probanden mussten verdeckt einen Würfel werfen und die gezeigte Augenzahl in einen Computer eingeben. Die Ausschüttung eines Gewinns erfolgte an Hand der vom Proband mitgeteilten Augenzahl, 1 € für die Eingabe einer Zahl zwischen 1 und 5 und 0 € für eine 6. Diese Regeln vermeiden die Probleme anderer Methoden beim Erfassen des Lügens, weil Fragen an die Probanden, ob sie gelogen haben zur Untererlassung des Lügens, insbesondere bei eigenem Lügen führen können, da sie als sozial unerwünscht gelten. Methoden, bei denen das Lügen direkt beobachtet werden kann, werden aus dem gleichen Grund auch Einfluss auf die Ergebnisse haben.

Das Lügen kann bei dieser Methode zwar nicht mehr auf der individuellen Ebene erkannt werden. Weil aber beim Ausbleiben von Lügen eine gleichmäßige Verteilung der Gewinne zu erwarten ist, können trotzdem durch deren Vergleich innerhalb einer Gruppe Unterschiede erkannt werden. Diese Methode ist daher gut für eine Placebo-kontrollierte Studie geeignet.

Die Probanden wurden in getrennten Kabinen, die mit Vorhängen verschlossen waren gesetzt. Um die Anonymität zu gewährleisten wurden ihre Angaben über einen Computer entgegengenommen. So konnte sie ihren Gewinn durch selbstgefälliges Lügen gefahrlos vergrößern. Nach dem Experiment wurden die Probanden in einen separaten Raum gebracht, ein Fragebogen ausgefüllt, eine Blutprobe zur Bestimmung des *Testosteron*gehaltes entnommen, und ihre Gewinne wurden in bar ausgezahlt.

Diese Ergebnisse tragen zur Debatte über die Wirkung des *Testosterons* auf soziales Verhalten und den zugrunde liegenden Gründen bei, weil die *Testosteron*-beaufschlagten Probanden erheblich weniger selbstgefällige Lügen machten. Selbstgefällige Lügen traten in beiden Gruppen auf, jedoch waren die Gewinne in der *Testosteron*-Gruppe mit einer Wahrscheinlichkeit von 1% signifikant niedriger.

Facit: Männlich ist ehrlich!

1. NEGER, 2. WICHSEN, WAS NOCH?

Klaus Willberg vom Stuttgarter Thiemann-Verlag hat Post vom Referat *Migration und Diversity*, der grünennahen Heinrich-Böll-Stiftung bekommen. Im Kinderbuch *Die kleine Hexe* von Otfried Preußler sei das *rassistische und ausschließende Wort Negerlein!* Ein Hinweis, der hierzulande nicht Kritik sondern Befehl und dem wie üblich zu gehorchen ist! Willberg tilgte das N-Wort aus dem jahrzehnt alten Kinderbuch und gelobte offensichtlich, im Sinne des Befehls, eigenständig weiterzurackern: *Wir werden alle unsere Klassiker durchforsten.* Brav! Rühren! Weitermachen! Die Kinderliteratur gilt's nach Regeln der *political correctness* zu säubern - zeitlos* anzupassen.

Vor Jahren machte der Hamburger Oetinger-Verlag Bücher von Astrid Lindgren auf diese Art zeitlos. Pippi's Vater ist nicht mehr *Neger-*, sondern *Südseekönig* vom Taka-Tuka-Land. Wäre *Aristokratischer Ausbeuter* in einer vom menschengemachten Klimawandel schwer gebeutelten Region nicht noch richtiger?

Preußler und Lindgren wird nicht Rassistismus vorgeworfen. Sie dichteten zu Zeiten, als sie ihre Worte selber wählen mussten und keine Heinrich-Böll-Stiftung fragen konnten, was man sagen darf. Einst neutrale Wörter sind mit der Zeit tatsächlich böse geworden. *Banker* ist heute ein Synonym für Gauner, *Politiker* für Komplize der Gauner. Die Sozialdemokraten könnten das Wort *Steinbrück* nach der Bundestagswahl aus ihrem Wortschatz tilgen, da es *auf bedenkliche Weise an ein dunkles Kapitel erinnert*, ähnlich wie *Neger*.

Jetzt streicht Willberg das Wort *wichsen* aus Preußlers Kinderbuch, weil Kinder diesen Begriff nicht mehr im Sinn von *putzen, polieren* oder als Synonym für Prügelstrafe kennen würden. Einst seien Stiefel *gewichst* und Kinder *durchgewichst* worden, da *erscheint es sinnvoll, daraus 'verhauen' zu machen*.

Bundesfamilienministerin Kristina Schröder bekannte vor kurzem, dass sie für ihre kleine Tochter *heikle* Passagen entschärfen will. Vielleicht ist die veränderte Bedeutung von *wichsen* ein Beispiel für unsere sprachliche Weiterentwicklung und nicht mehr kinderzimmerauglich.

Quelle: [Preußische Allgemeine](#)

NACHTRAG IN EIGENER SACHE

Die Redaktion des Danziger Seeschiffs erklärt hiermit das Wort *Popp-korn*, obwohl noch gebräuchlich, zukünftig durch das weit unverfänglichere Wort *Platz-krümel* zu substituieren. hb

* einst, was nicht verändert werden muss.

DEMOKRATIE – ABGABE

Auf der Facebookseite der ARD entlud sich der massive Unmut gegen den ab 1. Januar abzuführenden Rundfunkbeitrag, der die GEZ-Gebühr ersetzt. Erste Reaktion der ARD bestand im Sperren von Benutzern und Löschen von Beiträgen, was -Oh Wunder- die Kritik noch schärfer werden ließ. Schließlich reagierte der Chefredakteur des WDR, Jörg Schönenborn, und nannte die Zwangsabgabe eine *Demokratie-Abgabe*, die gut ins Land passe und die alle Bürger aus *Solidarität* zahlen müssten, denn ohne die öffentlich-rechtlichen Sender (ARD, ZDF und Deutschlandfunk) wäre die Demokratie in Deutschland nicht möglich.

Adolf Bauer, der SoVD-Präsident, kommentiert darauf in der Mitglieder-Zeitung des SoVD, *Soziales im Blick* Nr.2 2013, auf Seite 1 im Blickpunkt folgendes:

Der neue Rundfunkbeitrag ist in aller Munde. Als eine „Demokratie-Abgabe“ bezeichnet ihn der Chefredakteur des Westdeutschen Rundfunks (WDR), Jörg Schönenborn. Eine schöne Vorstellung. Aber wird der öffentlich-rechtliche Rundfunk diesem Anspruch auch gerecht?

Demokratie lebt von Mitbestimmung. Bei den Programminhalten dürfen Zuschauer oder Zuhörer jedoch nicht mitreden. Demokratie lebt von Offenheit. Doch wofür die Gebührengelder im Einzelnen ausgegeben werden, bleibt geheim. Vor allem aber, und das ist das größte Manko an diesem Vergleich, lebt Demokratie von Solidarität. Die Rücksichtnahme auf sozial schwächer Gestellte hat sich in unserer Gesellschaft bewährt. Mit dem neuen Rundfunkbeitrag wird jedoch ein Nachteilsausgleich nicht mehr in jedem Fall gewährt. Ob taub oder blind - auch Menschen mit Behinderung müssen einen reduzierten Beitrag entrichten. Die Alternative ist ein mühseliger Kampf durch schwer verständliche Formulare für eine Befreiung.

Auch Personen mit geringem Einkommen oder einer niedrigen Rente spüren die neuen zusätzlichen Belastungen. Hier muss dringend nachgebessert werden. Erst dann kann vielleicht einmal von einer „Demokratie-Abgabe“ gesprochen werden.

Der realitätsgeplagte Seefahrer nun geht davon aus, das Jeder weiß, was *Demokratie* ist. Aber bei dem Wörtchen *Abgabe*, da kommt er in heftiges Grübeln. Seine Erfahrung im Umgang mit den Abgaben hat ihn gelehrt, egal was er abgab, dass das dann für immer weg, seinem Einfluss und Willen, selbst wenn gegenteiliges beteuert, entzogen, also futsch ist. hb

VON WEGEN BIENEN UND BLUMEN



Woher die Babys kommen von Sandra & Patrice Laroche, CND, im Selbstversuch.

16 GR NANOCOPTER BLACK HORNET



Prox Dynamics Nanocopter *Black Hornet*, ein possierlicher kleiner Flieger, GPS unterstützt, gerade mal 16 gr schwer und 10 cm lang, ist zur militärischen Einsatzreife herangewachsen. Das britische Militär hat seinen Soldaten im Afghanistaneinsatz erste Mini-Aufklärungs-Drohnen gegeben. Prox Dynamics lieferte den Briten für 20 Mio £ 160 *Black Hornets*. Technische Details halten alle Beteiligten zurück. Aber die Drohnen gäben auch bei stärkeren Winden Kamerabilder vom Feind hinterm übernächsten Gebüsch auf dem Schirm eines *handheld terminals*. Sie ermöglichen den Soldaten, hinter Ecken und Mauern verdeckte Bedrohungen aufzuspüren. Sergeant *Christopher Petherbridge* sagte: *Black Hornet ist auf jeden Fall eine Bereicherung angesichts des geringen Gewichts. Wir benutzten es an den Brennpunkten der Aufständischen und sehen in die Bereiche am Boden vor Kreuzungen ein. Einfach zu bedienen bietet er erstaunliche Fähigkeit für die Jungs auf dem Boden.* Anwendungsbeispiel s.u.:

LETTENS BEIM FRÜHJAHRSPUTZ

Sensation – beim Frühjahrsputz ist eine bisher nicht vermisste graue Steinplatte (wieder-) gefunden worden. Der Cartoon Zeichner *Martin Perscheid* hat's auf einem *handheld terminal* gesehen, dass bei der Vorführung des *Black Hornet*, nahe dem Petersdom in Rom präsentiert wurde:



Das XI. Gebot, PERSCHEID cartoon

Deutschen und den alliierten Dienststellen ausreichende Handhabe gegen die östliche Propaganda zu geben. Alliierte und deutsche Behörden zensierten nun gemeinsam die Post aus der DDR, Osteuropa und der Sowjetunion. Die Frage, wie *staatsgefährdende* Postsendungen zu erkennen sind, und wer berechtigt war, sie zu beschlagnahmen und zu vernichten, waren nicht gelöst. Man operierte auf alliierter Verordnung außerhalb des Grundgesetzes. Eindeutig war, dass Eingriffe in das Post- und Fernmeldegeheimnis verfassungswidrig waren. Briefe und sonstige Postsendungen durften weder geöffnet noch gelesen oder deren Inhalt Dritten mitgeteilt werden. Außerdem bestand Beförderungspflicht für das staatliche Monopolunternehmen Bundespost. Annahme und Beförderung von Postsendungen durften nicht verweigert werden. Nicht zustellbare und einbehaltene Sendungen mussten an den Absender zurückgeschickt werden. Das Strafrecht drohte mit harten Sanktionen bei Eingriffen in das Postgeheimnis. Ein Postbeamter, der eines solchen Vergehens schuldig wurde, oder dessen Vorgesetzter es duldete oder nicht dagegen vorging, wurden *mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft*. Wie gelang es nun, diese und andere rechtlichen Grundsätze binnen Kurzem außer Kraft zu setzen und ins Gegenteil zu verkehren? Auslöser war eine stark empfundene Bedrohung durch den Kommunismus. Die Westintegration, die Wiederbewaffnung und eine lustlos verfolgte Wiedervereinigung ließen 1951 gerade noch 23% Zustimmung für *Adenauer. Staatsfeinde* von KPD und SED wurden hart bekämpft. Die *Hetzpropaganda* für eine, wenn auch bereits verbotene *Volksbefragung gegen Remilitarisierung und für den Abschluss eines Friedensvertrags*, überflutete per Post aus der Zone mit über 40t/d die Zensurstellen der Westalliierten. Zunehmend wurden dabei Sendungen erfasst und vernichtet, gegen deren Beförderung keine Bedenken bestanden.

Der Postminister *Hans Schubert* schlug Alarm, er sah es als seine *staatspolitische Pflicht*, etwas *zur Eindämmung dieser Propagandaflut* zu tun, auch wenn es gesetzwidrig war. Mit der Bundesregierung wurde abgestimmt, Postsendungen, auch geschlossene mit *von außen sichtbar staatsgefährdendem Inhalt an Ort und Stelle, von den Postämtern vernichten* zu lassen und nicht zurückzuschicken. Die Bundespost wurde in die Rolle einer Zensurbehörde gepresst. Bis 1968 drängten die Postminister vergeblich auf eine mit Grundgesetz und Postgesetz vereinbare Regelung. Die im Grundgesetz für eine tatsächlichen Bedrohung vorgesehene

Einschränkung des Post- und Fernmeldegeheimnisses durch ein mit 2/3-Mehrheit beschlossenes Gesetzes, war nach Meinung leitender Beamten mit der SPD weder im Bundestag noch im Bundesrat zu erreichen. Ein Gesetz mit hohen Auflagen und Restriktionen aber nicht gewollt, weil es den Kampf gegen die *kommunistische Bedrohung* behindert hätte. Darum wurde der Kampf gegen den Kommunismus, um das Grundgesetz herum mit Anweisungen, Verordnungen, allgemeinen Rechtsgrundsätzen und Einzelregelungen, versteckt in verschiedenen Gesetzen zu legalisieren versucht, einem juristischen Konstrukt, basierend auf den folgenden Grundlagen:

1. Der Kampf gegen die Verbreitung kommunistischer Propaganda mit der Post erfolgte im Geheimen, ohne Öffentlichkeit und parlamentarische Kontrolle. Den Rahmen dazu bot das Besatzungsrecht.

2. Der *Grundsatz der Güterabwägung* wurde in das Verfassungsrecht aufgenommen, um Staatsschutz als höherwertig einzuordnen und die vorrangige Bedeutung der Grundrechte im Grundgesetz zu relativieren. Das Justizministerium setzte dem Schutz der Grundrechte den Schutz des Staates als *höherwertiges Gut* voran.

3. Die Wiedereinführung des politischen Strafrechts Anfang der 50er Jahre stellte Herstellung, Vervielfältigung, Verbreitung und Einfuhr staatsgefährdenden Propagandamaterials unter Strafe (§93 StGB). Das Legalitätsprinzip zwang die Staatsanwaltschaften, gegen Personen strafrechtlich vorzugehen, die *staatsgefährdende* Schriften und Materialien verbreiteten.

4. Die *Interzonenhandelsüberwachungsverordnung* von 1951 verfügte, sämtliche Postsendungen aus der DDR dem Zoll vorzuführen, wenn sie dem Anschein nach Waren enthielten. Bücher, Broschüren und Zeitungen galten als Waren. Stießen die Zollbeamten beim Suchen nach Handelsware *zufällig* auf Propagandamaterial, war dieses dem Staatsanwalt zu übergeben.

5. Das wichtigste Glied in dieser Kette war der diensttuende Beamte, der die eigentliche Zensur ausübte. Er war durch die Treuepflicht im Beamtenrecht dem Staat gegenüber gehalten, jede mögliche strafbare Handlung abzuwenden und Mitteilung zu machen. Sein Vorgesetzter musste unverzüglich Anzeige erstatten. Die Treuepflicht wurde zur Anzeigepflicht und damit zum wichtigsten Instrument der Postzensur und Telefonüberwachung.

Hinter alledem stand ein autoritäres Staatsverständnis, dem Durchsetzung und Legitimation eines starken Staates wichtiger als der Schutz des Einzelnen vor der Verletzung seiner Grundrechte war, wie es die eben erst eingeführte Verfassung der Bundesrepublik bestimmte. Statt eines

grundgesetzlich geforderten, öffentlich zu debattierenden und mit großer Mehrheit zu verabschiedenden Gesetzes zur Einschränkung des Postgeheimnisses, entwickelte die Ministerialbürokratie ein dichtes, unüberschaubares Geflecht von Bestimmungen, die kaum beachtet durch Parlament und Öffentlichkeit auf dem Dienstweg von oben nach unten durchgesetzt werden konnten. Beamte der Post, des Zolls, der Bahn, des Passkontrolldienstes und der Polizei machten erst sichtbar, was der Staat bekämpfen wollte. Zig-Millionen Postsendungen wurden im Laufe der Jahre aus dem Verkehr gezogen. *Jeder Angriff auf die freiheitliche demokratische Grundordnung wird auch als Angriff auf den Bestand der Grundrechte angesehen. Die Gesamtheit - der Staat und seine Organe - ist daher nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, derartige Angriffe abzuwehren**.

Bei Weigerung, den Bestimmungen zu folgen, setzte sich der Postbeamte der Gefahr *strafrechtlicher Verfolgung wegen Beihilfe zu einer strafbaren Handlung*, dem Weiterbefördern staatsgefährdender Schriften aus und konnte ins Gefängnis kommen. Er befand sich im Konflikt, entweder das Postgeheimnis oder die Treuepflicht zu verletzen, also auf die eine oder andere Weise straffällig zu werden.

Eingriffe in das Postgeheimnis, ohne explizite gesetzliche Grundlage, lassen sich nur durch das *Güterabwägungsprinzip* rechtfertigen. Die staatliche Postzensur verlief nicht geräuschlos. Wissenschaftler erhielten die abonnierten Zeitschriften aus Osteuropa nicht mehr und protestierten. Abgeordnete vermissten ihre Briefe, Zeitungen und sonstigen Informationen aus der DDR. *Tatsächlich*, so der SPD-Bundestagsabgeordnete *Adolf Arndt* in einem Brief vom 4. Januar 1956 an den Bayerischen Staatsminister der Justiz, *üben die Postbehörden im Zusammenwirken mit den Staatsanwaltschaften und den Amtsgerichten eine verfassungswidrige Zensur aus. Ich habe Grund zu der Vermutung, dass irgendwo ein Postsekretär oder der Assessor einer Staatsanwaltschaft sitzen, die ihrerseits mit gottbegnadetem Unverstand darüber entscheiden, ob ein Bundestagsabgeordneter durch den Empfang dieser Drucksachen Schaden an seiner demokratischen Seele nehmen kann.* Schon lange hatten *Arndt* keine Sendungen aus der sowjetisch kontrollierten Zone mehr erreicht, auch keine Sitzungsprotokolle der Volkskammer. Über die Beschlagnahme und Vernichtung ihrer Post wurden weder Absender noch Adressat unterrichtet. So konnte in keinem Hauptverfahren geklärt werden, ob die Beschlagnahme berechtigt war.

Trotz Adenauers Wahlsieg vom 15. Sep. 1957, der ihm die absolute Mehrheit einbrachte, wurde die Zensur, Beschlagnahme und Vernichtung von *staatsgefährdenden Postsendungen* fortgesetzt. Vor Ende der Legislaturperiode im Sep. 1961 wurde noch ein *Gesetz zur Überwachung strafrechtlicher und anderer Verbringungsverbote* vom Bundestag verabschiedet, das erstmals die Überwachung staatsgefährdenden Propagandamaterials gesetzlich regelte. Die von Post und Bahn als *verdächtig* einbehaltenen Sendungen mussten vom Zoll jetzt generell geöffnet werden. Da Privatbriefe, Eil- und Einschreibesendungen verfassungsfeindliches Material enthalten konnten, wurden auch diese kontrolliert. Die Pflichten und Rechte von Überwachern und Überwachten waren aber nicht klar definiert. Auch war die Zensur von Postsendungen, die innerhalb der Bundesrepublik aufgegeben worden waren, nicht geregelt und somit weiterhin ungesetzlich. Die vereinzelt geäußerte Kritik schlug in öffentliche Erregung um, als im Herbst 1963, kurz nach der *Spiegelaffäre* die sog. *Abhöraffaire* bekannt wurde. Die ZEIT berichtete, dass im Kölner Bundesamt für Verfassungsschutz nicht nur *ehemalige SS-Leute als Hüter unserer demokratischen Staatsordnung* amtierten, sondern *seit Jahren das in Artikel 10 GG verbürgte Brief- und Fernmeldegeheimnis* auch systematisch durchlöchert wurde. *In der Post gibt es einen Raum, in dem man abhören kann*, informierte *Walter Scheel* den Partei- und Fraktionsvorstand der FDP, *dort sitzen die Alliierten*, der Postvorsteher veranlasse die Schaltung. Die Post habe von der Bundesregierung die Vollmacht, solche Schaltungen vorzunehmen. Die Frage war, *wie deutsche Stellen von diesem Recht der Alliierten für ihre Zwecke Gebrauch gemacht haben*. Durfte das Amt die Informationen der Alliierten, die nach deutschem Recht auf illegale Weise durch Verletzung des Postgeheimnisses oder durch Telefonüberwachung erworben waren, für eigene Zwecke nutzen? Natürlich nicht! In einer Stellungnahme des Auswärtigen Amtes vom 13. Sep. 1963: *Es liegen in fast allen dargestellten Fällen Verstöße gegen Artikel 10 GG vor*. Von Verfassungsbruch ist die Rede. Das waren klare und in ihrer Deutlichkeit völlig neue und ungewohnte Worte, die innerhalb der Ministerialbürokratie auf einen Einstellungswandel zur Gewichtung des Verhältnisses von Staatsschutz und Grundrechten hindeuteten. Die Affäre endete mit einem Freispruch 1. Klasse, da im Gegensatz zu den Presseberichten, *keinerlei Hinweise auf Missbrauchsfälle im Bereich der Post- und Fernsprechkontrol-*

le festgestellt werden konnten. Die Formel von der *Sicherheit der alliierten Streitkräfte* diente als Tarnung, um nicht mit deutschen Gesetzen in Konflikt zu geraten. Man empfahl darum, *den alliierten Sicherheitsbehörden lediglich mitzuteilen, dass die Verdächtigen die Sicherheit der alliierten Streitkräfte gefährden*. Gegebenenfalls könnte man die alliierten Stellen *um Unterrichtung über das Ergebnis der Überprüfung bitten*.

Seit 1955 waren Postzensur und Telefonüberwachung vermehrt auf deutsche Stellen übergegangen. In einem Schreiben an *Adenauer* erklärten die drei Hohen Kommissare, dass die *bisher ausgeübte Post- und Fernmeldezensur nicht aufgegeben würde, sondern unter die Vorbehaltsrechte der Drei Mächte nach Artikel 5 des Deutschland Vertrages fällt*. Das Recht auf Postzensur und Telefonüberwachung wurde als alliiertes Vorbehaltsrecht deklariert und sollte auf Wunsch der Deutschen beibehalten werden, bis die Bundesrepublik ein eigenes Gesetz zur Einschränkung des Post- und Telefongeheimnisses zustande brächte. Außenminister *H. von Brentano* erklärte 1955 im Bundestag: Das *fremde Recht*, das nach Erlangung der Souveränität der Bundesrepublik im Jahr 1955 weiter gültig blieb, belastete nicht, sondern entlastete vielmehr die deutschen Behörden. Weil die Alliierten dafür verantwortlich waren, so etwa die Logik des Bundesministers für Wirtschaft, *Ludwig Erhard*, in einem Schreiben an seine Kabinettskollegen. Man führte nur aus, was aufgezwungen worden war und bei Aufhebung des Besatzungsstatuts vorgelegen hatte. *Deshalb bestehen auch keine politischen Bedenken dagegen, dass dieses Besatzungsrecht zur Grundlage von Eingriffen in Grundrechte, insbesondere Art. 10 GG, gemacht wird*. Daran änderte auch die *Abhöraffaire* nichts. Dennoch hatte die *Affären* auch positive Folgen. Fragen nach dem Verhältnis von Staat und Individuum, von Staatsschutz und Grundrechten wurden neu gestellt. War der Staatsschutz wirklich ein höherwertiges Gut?

1968, bekam die Bundesrepublik die Notstandsgesetze und ein Gesetz zur Beschränkung des Brief-, Post- und Fernmeldegeheimnisses. Die SPD hatte seit 1965 darauf bestanden: a) um an einer ungeliebten Gesetzgebung nicht mitwirken zu müssen, und nach Eintritt in die Große Koalition, b) um dringend notwendige Gesetze vor zu großer öffentlicher Kritik zu schützen. Die alliierten Zensur- und Überwachungsrechte, die die Westalliierten 1955 aufgeben wollten, aber auf Wunsch der Deutschen beibehielten, mussten dazu herhalten, die deutsche Zensur- und Überwachungspraxis zu verde-

cken. Dem sogenannten G10-Gesetz standen noch einige Prüfungen bevor. Die regierende SPD brachte es in einer Pressemitteilung noch einmal auf den Punkt: *Bis 1968 kontrollierten die USA, Großbritannien und Frankreich in der Bundesrepublik Postsendungen und hörten Telefone ab, wie dies Besatzungsmächte in eroberten Ländern zu tun pflegen, von niemandem kontrolliert und nach freien Ermessen. Erst als Bundestag und Bundesrat eine eigene deutsche Regelung durch Ergänzung des Grundgesetzes und Schaffung eines besonderen Gesetzes (G 10-Gesetz) getroffen hatten, erloschen die alliierten Befugnisse*.

Nach fast 20-jähriger fortgesetzter Verletzung des Brief-, Post- und Telefongeheimnisses in der Bundesrepublik endeten 1968 die alliierten Befugnisse.

Noch immer können Briefe geöffnet oder Telefone abgehört werden, nun allerdings auf gesetzlicher Grundlage und mit dem Grundgesetz vereinbar. In Deutschland wurde also seit Ende des II. WK und verstärkt seit Gründung beider deutscher Staaten nicht nur in der DDR, sondern auch in der Bundesrepublik zensiert, abgehört und Post vernichtet. Das in einem Ausmaß, das die nachgewiesenen Zahlen um etliche Millionen überschreiten dürfte. Schließlich ging es um den Schutz des Staates vor Verfassungsfeinden.

* BArch, B141/3834, Rechtsgutachten des BMJ vom 02.04.1952.

Quelle: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 57. Jahrgang 2009, Heft 5, S.413 ff



Josef Foschepoth, *1947, studierte Geschichte, Theologie, Sozialwissenschaften und promovierte 1975 an der Universität Münster über *Reformation und Bauernkrieg im Geschichtsbild der DDR*.

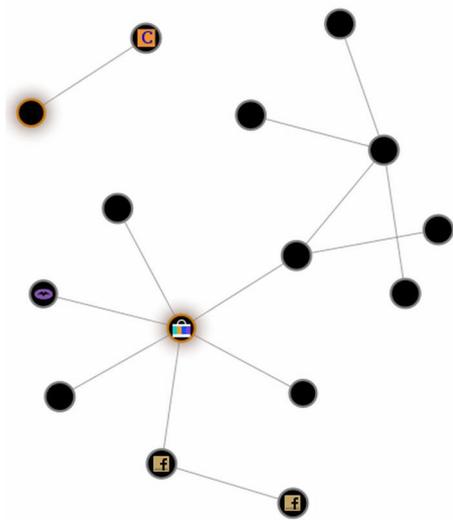
Ab 1980 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter des Forschungsbereiches Nachkriegsgeschichte am Deutschen Historischen Institut London (DHIL).

Seit 2005 ist er Professor für Zeitgeschichte der Albert-Ludwigs Universität Freiburg. Er arbeitet an einem Projekt über die KPD im Kalten Krieg. Bei Recherchen fand er Akten über die Verletzung des Post- und Fernmeldegeheimnisses in der frühen Bonner Republik.

Dieses alles liegt in der Nachkriegszeit und ist unter alliierter Besatzung geschehen und somit Geschichte. Das heißt aber nicht, dass es heute – wenn auch gesetzlich legitimisiert – diese oder ähnliche Kontrollsysteme nicht mehr gibt. Dass dem so ist, zeigt dem aufmerksamen Seefahrer der folgende Bericht aus der Seeschiff Redaktion.

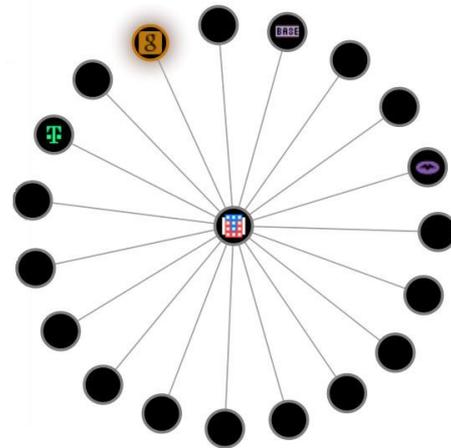
COLLUTION

to collude (engl) = konspirieren (de), sagt [LongoPad](#), mein digitales Deutsch-Englisches Wörterbuch der TU-Chemnitz, das ich mir aus dem Internet auf meinen Rechner geladen habe und allen Seefahrern bei dieser Gelegenheit zur Offline-Benutzung empfehlen möchte. *Collution* gehört neuerdings zu den *add-ons*, die ich soeben zu meinem Firefox-Browser hinzugefügt habe. Das ist 'ne ganz schön gruselige Welt, die sich mir damit eröffnete. Das *add-on Collution* für [Firefox](#) zeigt beim Surfen an, von welchen Internet-Seiten der unbedarfte Seefahrer an seinem PC durch *Cookies* online beobachtet wird. *Collution* visualisiert ihm das Ermittelte in einer Grafik, die ihm bei längerem Surfen auf verschiedenen Internetseiten sehr schnell äußerst unübersichtlich erscheint.



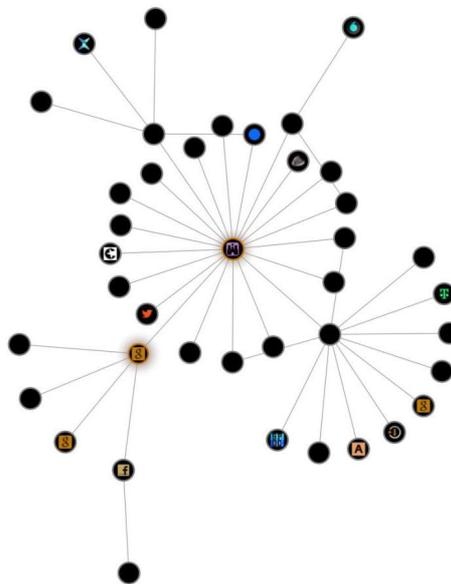
Dieser Graph zeigt z.B. die nicht unmittelbar von mir bemerkten Online-Beobachter, nachdem ich zwei Internetseiten, unsere Homepage, [www.danziger-seeschiff.de](#), das ist die Hantel oben links, und [www.ebay.de](#), der andere Graph, aufgerufen habe. Der mit C gekennzeichnete Beobachter an unserer Homepage ist [www.cluster.com](#). Bei *cluster.com* werden Daten gesammelt, um die Standorte der Internet-Server zu erfassen, von denen unsere Homepage aufgerufen wird. Das habe ich so gewollt und kann von jedem Besucher auf unserer Startseite unter [Danziger-Seeschiff.de](#) auch jederzeit eingesehen werden.

Von [ebay.de](#) wurden beim Besuch seiner Startseite unmittelbar sechs Beobachter alarmiert, von denen zwei sofort noch weitere sechs Voyeure hinzuzogen.



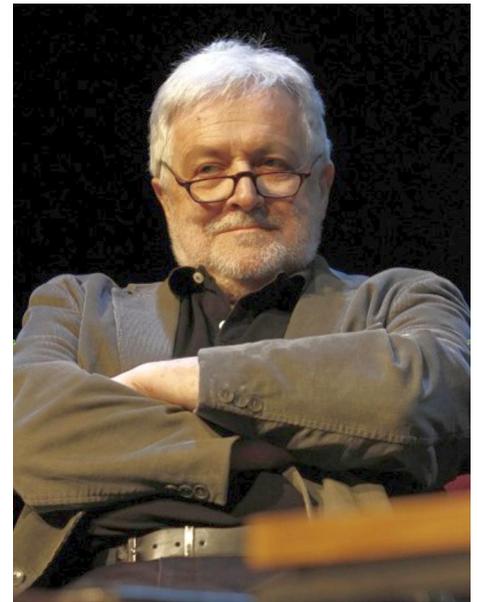
Dieser illustere Kreis unvermuteter und ungebetener 18 Voyeure wurde unmittelbar auf mein Tun am PC aufmerksam gemacht, als ich über ein Suchergebnis bei [www.google.de](#), dargestellt durch das g, die Startseite von [www.Teletarif.de](#), in der Mitte dargestellt, aufrief.

Wer alles zum Hingucken, vom User un-aufgefordert und meist auch unbemerkt, herangezogen wird scheint zudem noch davon abhängig gemacht zu werden, von wo nach wo man *weitergelinkt* wird.



Dieser tolle Graph entstand durch den Übergang von den gegoogel'ten Suchergebnissen (g) zum Hamburger Abendblatt, das hier im Zentrum der im Kreis aufgeführten Voyeure dargestellt ist. Während google nur vier Voyeure zusätzlich zum Hinschauen gewinnt und einer davon noch einen weiteren anlockt, trommelt das Abendblatt selbst 20 weitere Kiebitze herbei, die auch nicht müßig sind, und weitere 13 konspirierende Mitwisser kurzfristig zum Mitmachen animieren können. hb

BEIM TANZ UMS GOLDENE KALB



Henryk M. Broder stand seit Jahren jeden Freitag früh auf, um beim RBB Themen zu kommentieren, die Tags zuvor mit ihm vereinbart worden waren. Meistens waren es deutsche Themen, war er grade im Ausland - Bayern, Island, Israel oder die USA - um die Lage in diesen Ländern. Letztens wollte der Sender wegen *Jakob Augstein* darauf verzichten. Man habe in der Redaktion beraten, wie man sich dazu verhalten solle. Man wollte Augstein zu einem Gespräch einladen. *Gute Idee*, meinte Broder, *ich mache mit. - Geht nicht*, kam es zurück, *Augstein will nicht - Schade, wäre doch lustig gewesen. - Ja*. Da der nun nicht wollte und an der Sache nicht vorbeizukommen war, beschlossen sie, *ein Gespräch mit einem Antisemitismus Experten zu führen* und den Kommentar ausfallen zu lassen. *Wenn der Kommentar ausfällt, würden die Zuhörer das als eine Distanzierung des Senders von mir verstehen*, gab Broder zu bedenken. *Nein*, meinte der Redakteur, *nur ... da würden sich die Hörer fragen, warum sagt er nichts über Augstein? Wir bereden das noch mal, ich melde mich wieder*.

Eine Stunde später rief der Redaktionsleiter an: *Also, Herr Broder, wir haben beschlossen, dass es dabei bleibt. - Wobei? - Wir lassen den Kommentar ausfallen und reden statt dessen mit dem Experten. Nächstens unterhalten wir uns dann in aller Ruhe, wie es weitergeht. - Wenn Sie das machen*, erwiderte Broder, *gibt es nichts, worüber wir uns nächstens unterhalten könnten. Ihr Verhalten ist illoyal mir gegenüber und sachlich durch nichts zu rechtfertigen. ... letztendlich beschlossen beide, dass es nichts mehr zu besprechen gibt und wünschten einander einen schönen Abend. Broder schreibt dazu: Ich kann nun auch am Freitag ausschlafen.*

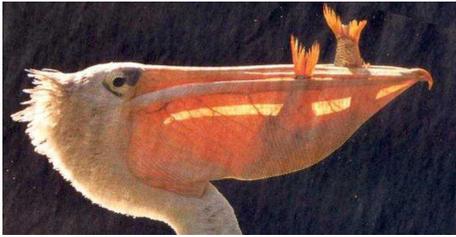
SCHNABEL GESTRICHEN VOLL!

Foto: Hagenbeck Hamburg

IST'S DIE FREIHEIT, DIE WIR MEINEN?

foodwatch hatte Unilever verklagt, weil der Lebensmittel-Multi mögliche Risiken seiner cholesterinsenkenden Margarine abstreitet. Das Seeschiff berichtete davon. Konkret hatte Unilever unter Verwendung von Zitaten eines Professors unter anderem in der Antwort an die Unterzeichner unserer E-Mail-Aktion behauptet, es gebe bei Becel pro.activ *aus wissenschaftlicher Sicht keinen Hinweis* auf Nebenwirkungen - was nachweislich falsch ist. Es gibt sehr wohl zahlreiche Hinweise auf Nebenwirkungen. Auch das staatliche Bundesinstitut für Risikobewertung (BfR) sowie die europäischen Mediziner-Fachgesellschaften für Herz-Kreislauf-Krankheiten EAS (European Atherosclerosis Society) und ESC (European Society of Cardiology) äußerten sich daher kritisch zu Lebensmitteln mit zugesetzten Pflanzensterinen wie Becel pro.activ.

Doch das Landgericht-Hamburg stufte in seinem Urteil vom 14.12.2012 die Aussage des Professors in der Unilever-Pressemitteilung als bloße Meinungsäußerung, nicht als Tatsachenbehauptung ein. Klingt kompliziert, ist aber mehr als eine juristische Spitzfindigkeit: *Nur eine Tatsachenbehauptung muss einer Überprüfung auf ihren Wahrheitsgehalt standhalten.* Das bedeutet: *Das Gericht hat kein Urteil darüber gefällt, ob die Aussage Unilevers wahr oder unwahr ist - sie darf unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt weiter verbreitet werden. Die Konsequenz für uns Verbraucher: Unilever darf weiterhin über die Sicherheit seiner Margarine Becel pro.activ täuschen.*

foodwatch wird jetzt die Urteilsbegründung abwarten und eine Berufungsklage prüfen. Denn die Folgen des Urteils können weitreichend sein. Es öffnet einer Masche Tür und Tor, mit der die Lebensmittelindustrie die Verbraucher in Zukunft bei vielen angeblichen Gesundheitswunderprodukten in die Irre führen könnte: Die Unternehmen spannen einfach unparteiisch und glaubwürdig erscheinende Wissenschaftler vor ihren Werbekarren - und wenn deren Aussagen als bloße Meinungsäußerung eingestuft werden, dürfen sie verbreitet werden, ob sie wahr sind oder nicht. www.foodwatch.de

DIE 10 GEBOTE

Warum eigentlich gibt es genau 10 Gebote, nicht 11 oder 13? Ich vermute, weil der Mensch 10 Finger hat. Da kann man die Gebote schön aufzählen, erstens, zweitens, drittens, immer an den Fingern entlang. 10 Gebote: Das ist eine Lernhilfe.

Warum hat der Reformator *Martin Luther* für seinen Katechismus genau fünf Stücke des christlichen Glaubens herausgesucht? Warum empfiehlt er uns gerade fünf als Hauptstücke des Glaubens? Weil wir fünf Finger an einer Hand haben. Er will es uns überall leicht machen, die wichtigsten Dinge zu lernen und zu behalten. Zum Beispiel vereinfacht er die 10 Gebote der Bibel radikal, damit man sie besser behalten kann. Wer kann sich das schon merken, was in der Bibel so klingt: *Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst! Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes, da sollst du keine Arbeit tun, auch nicht dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, dein Vieh, auch nicht dein Fremdling, der in deiner Stadt lebt.* In der Bibel geht es noch weiter.

Wer kann so viel lernen? *Luther* macht das Gebot lernbar: *Vierter Finger: Du sollst den Feiertag heiligen.* Lieber etwas weniger Worte, dafür fest in Hirn und Herz. Das ist sein Prinzip. Die Gebote der Bibel sind schon Vereinfachungen, *Luther* vereinfacht sie noch einmal, und vor ihm gab es schon viele Vereinfachungen.

Bei unseren Gesetzen ist es genau anders herum: die werden immer komplizierter und zahlreicher. Z.B. das Steuerrecht. Große Firmen haben ganze Steuerabteilungen mit Fachleuten, die nur Schlupflöcher im Steuerrecht herauszufinden haben. Sie verstehen den Sinn der Gesetze, dass sie Steuern zahlen sollen, die der Staat braucht. Aber sie wollen diesen Sinn der Gesetze nicht erfüllen, sie wollen wenig Steuern zahlen. Darum suchen sie die Schlupflöcher. Wie reagiert der Staat? Er schließt die Löcher mit neuen Verordnungen und neuen Gesetzen. Und so wächst deren Zahl und wächst und wächst. Die Gesetzessammlungen und Kommentare werden dicker und dicker. Am Schluss klagten alle, wie unübersichtlich das Steuerrecht ist.

Bei den Geboten ist es umgekehrt, die interessieren nur Menschen, die prinzipiell Gottes Willen kennen wollen, um danach zu leben. Die Gebote funktionieren durch Freiwilligkeit. Wer sie halten will, sucht nicht die Schlupflöcher in den Texten, sondern den Sinn hinter den Worten. Und der Sinn ist oft einfacher als viele Worte.

Pfarrer i.R. *Burkhard Müller* aus Bonn

GRIMMIGE MÄRCHEN FÜR SEEFAHRER.LÄMMLEINS OSTERSPAZIERGANG

Ein Lämmlein wurde von seiner Mutter mit einem Körbchen leckerer Heilkräuter zur kränkenden Großmutter geschickt, die hinterm dunklen Wald in einer sonendurchfluteten bunten Aue weidete. Ein guter Hirte begleitete es auf dem Weg. Er führte es zu kristallklaren Quellen, auf das es sich labte und auf saftige Weiden, damit es sich an leckeren Kräutern kräftige. Als sie ankamen, war die Freude groß, und die heilenden Kräutlein wurden von der Großmutter genüsslich vertilgt. Da löste sich ein hungriger Wolf mit knurrendem Magen und heraushängender Zunge aus dem schützenden Waldrand und schlich zu dem kleinen Lämmlein hin. In dem Augenblick, als der Wolf sich aufs Lämmlein stürzte, um es zu verschlingen, schlug der Hirte mit seinem krummen Hirtenstab so kräftig auf den Isegrimm drein, so dass der vor Schmerzen aufheulend abließ und in den Wald floh, wo er noch eine Weile jammernd zu hören war. Das Lämmlein schaute noch zitternd zum guten Hirten auf und fragte: *Ei sag mir doch bitte, lieber guter Hirte, warum Du so gut zu mir bist und mich schützt?* Und der gute Hirte antwortet unverwunden: *Weil ich dich fressen will!* hb

BERLIN IST NICHT NUR SEXY!

Das Verfahren wegen Beleidigung und Volksverhetzung gegen den 63-jährigen Berliner Lehrer *Karl-Heinz S.* wurde eingestellt. Eine 16-jährige Schülerin hatte ihn angezeigt. Die Polizei sprach von einer rassistischen Beleidigung. Die Staatsanwaltschaft fand jedoch keinen hinreichenden Tatverdacht. Die Ermittlung ergab, dass der Lehrer zu der dunkelhäutigen Schülerin *Du kannst dich freuen, dass Nigger auch Menschen sind* gesagt haben soll. Die Schulverwaltung stellte den Lehrer daraufhin vom Unterricht frei. Beamte des Staatsschutzes befragten die gesamte Klasse und kamen zu dem Schluss, dass die Behauptungen so nicht stimmen können. *Der Lehrer hat das Wort 'Nigger' gegenüber der Schülerin nicht als Schimpfwort benutzt,* bestätigte *Martin Steltner*, Sprecher der Staatsanwaltschaft. [Berl.Z.](http://Berl.Z)

PIRATEN, EIN ZEITLOSER MORDSSPASS.



DER PIRATENPROZESS IN HAMBURG

Das Weltrechtsprinzip erlaubt es, Seepiraterie überall auf der Welt abzuurteilen. Nur wenige westliche Staaten haben sich bisher an so einem solchen Fall versucht. Selbstbewusst, scheinbar nach dem Motto: *Wir können's auch global*, nahm die Justiz der Hansestadt ein diesbezügliches, international beachtetes Projekt an. Anfang September letzten Jahres zählte der *Piratenprozess* am Landgericht Hamburg bereits hundert Verhandlungstage:

Am Ostermontag, dem 05.04.2010, wurde das Containerschiff TAIPAN der Hamburger Reederei *Komrowski* auf der Reise von Mombasa nach Dschibuti, etwa 500 sm vor der Küste Somalias, überfallen. Durch den mutigen Einsatz der niederländischen Soldaten von der Fregatte Hr. Ms. TROMP kam die TAIPAN wieder frei. Die zehn an Bord der TAIPAN festgenommenen Seeräuber, allesamt Somalier, wurden nach Hamburg überstellt und mussten sich seit dem 22.11.2010 wegen *Eingriff in den Seeverkehr und erpresserischen Menschenraubs* vor dem Hamburger Landgericht verantworten.

Die ketzerische Frage, ob es Sinn macht, Angeklagte aus einem bitterarmen, archaisch anmutenden, rechtlosen Land tausende Kilometer vom Ort des Geschehens vor Gericht zu stellen, mag jeder Seefahrer für sich selbst beantworten:

4 Richter, 4 Schöffen, 2 Ankläger, 10 Justizbedienstete, 20 Verteidiger und 3 Dolmetscher für Somali, dazu zahlreiche Sachverständige, unter anderem für die Lage in dem Bürgerkriegsland, für Altersbestimmung durch Handwurzelknochenanalyse, für Einschusslöcher und für die Sprache Urdu, haben über das Tatgeschehen kaum mehr zutage gefördert, als man bereits vor Beginn des Prozesses wusste - schließlich waren die 10 Angeklagten auf frischer Tat ertappt worden. Es hieß, man wolle durch die Angeklagten an die mächtigen Hintermänner dieser Sonderform der Organisierten Kriminalität kommen.

Beim Prozessaufakt im November 2010 bestaunte die Weltpresse zehn dünne

schwarzhäutige Männer in T-Shirts, die den akkuraten Fragen des vorsitzenden Richters kaum folgen konnten und die angaben, sie seien *unter einem Baum* oder *in der Regenzeit* geboren. Einer der Piraten wünschte sich seine schnelle Hinrichtung, ein anderer litt unter Depressionen, Suizidversuche kamen vor, alle litten offenbar an starkem Heimweh. Der Kulturschock war für beide Seiten groß. Nicht umsonst setzen die Vereinten Nationen auf Tribunale in der Heimatregion der Täter. Die Staatsanwälte forderten in einem 20-Minuten-Plädoyer insgesamt 81 Jahre Gefängnis für die angeklagten Piraten. Aber zu welchem Zweck? zur Abschreckung? zur Resozialisierung?

Die Aussicht auf eine Strafe in einer deutschen Haftanstalt wird andere Piraten fernab in Somalia kaum beeindrucken können. Dort stiegen die Lösegeld-Einnahmen von 110 Millionen US-\$ im Jahr 2010 auf 170 Millionen im Jahr 2011 - in einem Land mit einem Pro-Kopf-Einkommen von nur 240 US-\$ pro Jahr!

Will man die Piraten durch eine Gefängnisstrafe resozialisieren, dann bleibt die Frage, in welche Gesellschaft - in die somalische oder die deutsche? Wohl eher in die letztere, weil nach Somalia nicht abgeschoben wird. Also können die Ex-Piraten nach der Haft auch hierbleiben und dann auf Staatshilfe rechnen. Die drei jüngsten Angeklagten hat das Gericht im April, nach zwei Jahren Untersuchungshaft, freigelassen.

Bleibt als Strafzweck, die Sühne für das Verbrechen. Doch wie bemisst sich die Schuld von zehn Männern aus dem Land der Hungerleider im Rechtsstaat der Satten? Ausgerechnet der Kapitän der TAIPAN, *Dierk Egger* (69) zeigte vor Gericht Verständnis - nicht für die brutale Industrie des Schiffe kaperns, wohl aber für die Angeklagten. Der Reederei *Komrowski* ist ein Schaden von 1,06 Mio. € entstanden, sie verzichtete auf eine Nebenklage.

Der Kampf gegen die Piraten am Horn von Afrika ist nicht in deutschen Gerichtssälen zu gewinnen. Das Preisschild, das an diesem Prozess klebt, 35.000 € pro Verhandlungstag, weist ihn als rechtsstaatlichen Luxus aus. Inklusive Folgekosten könnte das Nonsense-Verfahren sieben bis zehn Millionen € verschlingen, das ist mehr als die Hälfte des Jahresbudgets für das Anti-Piraterie-Programms der Vereinten Nationen.

Bei der Hamburger Justizbehörde untersucht eine Arbeitsgruppe, ob sich aus derartigen Großverfahren ein *Änderungsbedarf für das nationale Kosten- und Verfahrensrecht ergibt* - doch nicht im Hinblick auf zukünftige Piratenprozesse?

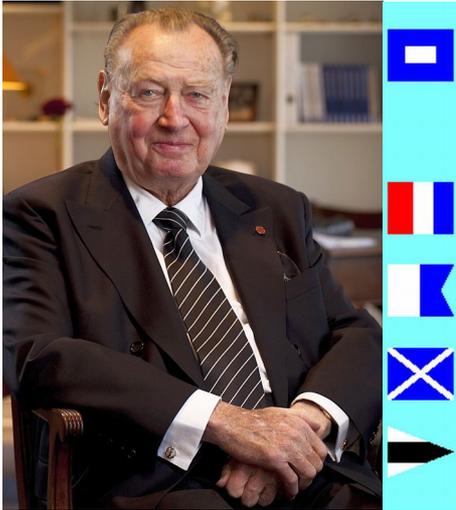
Quelle: Nonsense-Justiz, *Beate Lakotta*

ZUM ABSCHLUSS DES PIRATENPROZESSES

Der Piratenprozess gegen zehn Somalier wegen schweren *Eingriffs in den Seeverkehr* und *erpresserischen Menschenraubs*, eines der längsten Verfahren in der Hamburger Rechtsgeschichte, ist zu Ende. Die Plädoyers der Ankläger und Verteidiger sind gehalten, das Urteil vom Richter *Bernd Steinmetz* verlesen. Die Angeklagten schuldig, das Schiff TAIPAN zu Ostern 2010 mit Panzerfäusten und Kalaschnikows beschossen und geentert zu haben. Daran hatte ja auch kaum jemand gezweifelt. Trotzdem geriet letzteres fast zur Nebensache. Die Angeklagten schwiegen, die Rechtsanwälte redeten. Fragen zur Strafprozessordnung, dem Jugendstrafrecht und überhaupt zur Rechtmäßigkeit des Verfahrens, Sprachprobleme, fehlende Ausweisepapiere, Streit ums Alter der Angeklagten und Misstrauensanträge gegen den Vorsitzenden Richter führten zu Verzögerungen. Es wurde über Hintermänner in London gesprochen, indische Fischer als Zeugen benannt, Matrosen aus Sri Lanka nicht gefunden. Das Gericht lud keinen der Entlastungszeugen vor. Somalische Amtshilfe, von dort, wo es keine funktionierende Verwaltung, weder Polizei noch Justiz gibt, gab es nicht. Die Angaben der Beschuldigten konnten kaum überprüft werden. Wurde ein Sohn eines Angeklagten entführt, wurde er zum Überfall gezwungen, legten die Anführer der Seeräuber einen Angeklagten rein und zwangen ihn mit vorgehaltener Waffe ein Boot zu steuern? Den Somaliern wurde das deutsche Rechtssystem erklärt. Obwohl die Angeklagten auf frischer Tat gefasst wurden, es Videoaufnahmen der niederländischen Marine gab, Tatwaffen sichergestellt waren, konnte die individuelle Schuldfrage nicht geklärt werden. Offen blieb, wer mit der Panzerfaust geschossen hat, wer Anführer der zehn Männer war, wer die TAIPAN steuern sollte?

Die Verteidiger sahen der zehn Männer Situation in Somalia nicht gewürdigt, die vor der Tat Hunger gelitten, im Jahrzehnte dauernden Bürgerkrieg Angehörige verloren und zum Überfall gezwungen wurden. Drei Jugendliche, vorzeitig in eine Jugendwohnung entlassen, gehen zur Schule und lernen Deutsch. Sie träumen von einer Zukunft in Deutschland. Für sie könnte sich der Überfall auf die TAIPAN als Glücksfall erweisen, denn ins Gefängnis müssen sie nicht zurück. Zwei Jahre Jugendhaft haben sie bereits mit der Untersuchungshaft abgesehen. Bis zu sieben Jahre Haft bekommen die Älteren, einer wunderte sich bis zum Schluss über den Aufwand den die Deutschen betreiben.

Quelle: [ZEIT ONLINE](#)

VORSTELLUNG EINES KAMERADEN

Peter Tamm wurde am 12. Mai 1928 in Hamburg geboren. Er ist ein deutscher Journalist und Manager.

1948, nach einem Studium der Volkswirtschaftslehre, wurde er Schifffahrts-Redakteur beim Hamburger Abendblatt. Seinem Verleger Axel Springer fiel der 30-jährige durch seine knappe Sprache und Durchschlagskraft auf, und damit begann ein rasanter Aufstieg. Mit 32 Jahren wurde er Geschäftsführer des von der Axel Springer AG erworbenen Ullstein-Verlags und zwei Jahre darauf Verlagsleiter von BILD. 1968 berief ihn Axel Springer zum alleinzeichnungsberechtigten Geschäftsführer der Holding des Gesamtunternehmens. In der sich stets ändernden Runde um Axel Springer mit dem gewieften Taktiker, dem späteren Aufsichtsratsvorsitzenden Bernhard Servatius an der Spitze, war Peter Tamm der unerschrockene Macher. Modernste Technik und Expansion waren seine Ziele. Er gab das Startzeichen für den Einstieg in die Auslandsmärkte in West- und später auch in Ost-Europa. Er ließ Auto-BILD mit einer Startauflage von 700.000 Exemplaren auf den Markt bringen. Bis 2008 war er der geschäftsführende Gesellschafter in der Koehler/Mittler-Verlagsgruppe und des Schifffahrtsverlags Hansa. Er galt als Deutschlands bestbezahlter Manager.

Neben seinen Kultur-Aktivitäten ist Peter Tamm seit Jahrzehnten Mitglied in der von Mildred Scheel gegründeten Deutschen Krebshilfe. Mit der Frau des damaligen Bundespräsidenten Walter Scheel hat er als Medienmann ihr Lebenswerk im Kampf gegen den Krebs von Anfang an unterstützt. Peter Tamm ist aber nicht nur ein knochenharter Konzernlenker, sondern auch ein leidenschaftlicher Sammler. In seiner jahrzehntelangen Sammlertätigkeit hat er die weltweit größte private Sammlung zur Schifffahrts- und Marinegeschichte zusammengetragen.

Seit seinem Ausstieg aus dem turbulenten Berufsleben widmet sich Peter Tamm ganz seiner Sammlung. Bis 2008 unterhielt er an der Elbchaussee das private Institut für Schifffahrts- und Marinegeschichte. Seine ständig wachsende Sammlung umfasst unter anderem 45.000 Miniaturmodelle im Maßstab 1:1.250, hunderte Modelle im Maßstab 1:100, zahlreiche Bücher, Atlanten und Konstruktionspläne, Handwerksgeräte, Nautische Apparate, Dokumentationen, historische Marineuniformen und -auszeichnungen vom Beginn der Neuzeit bis heute. Und ein U-Boot aus DDR-Beständen strandete auf der Terrasse seiner Elbchaussee-Villa.

Es ist Peter Tamms Absicht, *Geschichte zu erhalten und nachfolgenden Generationen erfahrbar zu machen*. Seiner Überzeugung nach ist es Aufgabe jedes mündigen Bürgers, Geschichte zu bewahren, daraus zu lernen und sich historische Abläufe zu vergegenwärtigen, um Zukunft mitzugestalten. Er gründete die *Peter Tamm Sen. Stiftung* und übertrug ihr seine Sammlung unentgeltlich, um damit folgende Generationen für die Seefahrt zu begeistern und ihnen deren Wichtigkeit für die Prosperität der Weltbevölkerung zu verdeutlichen: *Geschichte in Dokumenten erfahrbar zu machen, wissenschaftliche Forschung zu ermöglichen, Kunst und Kultur als historisches Gewissen einer Nation zu bewahren und daraus, frei von politischen Strömungen und momentanem Zeitgeist, zu lernen*.

Der Hamburger Senat stellt der Peter Tamm Sen. Stiftung den Kaiserspeicher B in der neuen Hafencity zur öffentlichen Ausstellung der Sammlung 99 Jahre kostenfrei zur Verfügung und verzichtet, inhaltlich auf die Präsentation einzuwirken. Die in das Internationale Maritime Museum Hamburg überführte Sammlung ist im Beisein des Bundespräsidenten Horst Köhler und des Bürgermeisters Ole von Beust am 25. Juni 2008 eröffnet worden. Peter Tamm, mit nationalen und internationalen Orden und Auszeichnungen geehrt, erhielt die Ehrendoktorwürde einer schwedischen Universität und eine Honorarprofessur in Hamburg. Er wurde als *Ehren-Schleusenwärter* ausgezeichnet und zum *Ehrenkapitän* der Rickmer Rickmers Stiftung ernannt.

Eine unvermutete weiche Seite Peter Tamms wurde enthüllt, als die Bundesmarine ihm, dem *Neigungsseemann*, in höchster Würdigung beim Betreten eines ihrer Schiffe *Seite pfeifen* ließ.

Peter Tamm ist seit 1958 mit seiner Frau Ursula verheiratet. Das Paar hat fünf Kinder und acht Enkelkinder.

2007 nahm Peter Tamm die Ehrenmitgliedschaft der Danziger Seeschiffer an.



FLUNDER M 1:1

IMPRESSUM

DANZIGER SEESCHIFF
<http://www.danziger-seeschiff.de>
 Ungeängelt und frei - wenn auch nicht von Fehlern

Herausgeber: Danziger Seeschiffer e.V.

✉ Redaktion: Hermann Behrent
 (copy & paste)

Langenstücken 14; 22958 Kuddewörde
 E-Mail: danziger-seeschiff@freenet.de
 ☎ +49 (0)4154 841251

Korrektur: G. Pomplun, H. Tritscher



POMUCHEL M 1:1

DIE HECKLATERNEVERSÄUMTE GELEGENHEITEN

Ein Seemann von Welt träumt: er bekäme,
 Was er ersehnt - wenn er's sich nähme.
 Bedenkt die Kosten und sagt nein.
 Frau Welt packt also wieder ein.

Seemann - nie kriegst Du's mehr so billig!
 Selbst, wenn Du dann zahlungswillig.
 Frau Welt, doch immer voll Humor,
 Legt Dir sogleich was andres vor:

Der Preis ist freilich arg gestiegen.
 Seemann besinn Dich, lass's nicht liegen,
 Lass das Spiel von Wahl und Qual,
 Spiel's nicht ein drittes, viertes Mal.

Wenn endlich Du dann alt und weise
 Und gerne bötest höchste Preise.
 Dein Anspruch jedoch - er ist vertan,
 Frau Welt bietet Dir nun nichts mehr an.

Selbst wenn, dann lauter dumme Sachen,
 Die nur der Jugend Freude machen,
 Wie Liebe und dergleichen Plunder,
 Statt See - lenfrieden mit Bur r r - gunder.

Quelle: Eugen Roth, seemanntisiert